

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Als die improvisirte Barrikade so vollständig als möglich war, blieb gerade noch ein Stuhl übrig und Bernice setzte sich ziemlich entfernt von der Thüre auf denselben, vollkommen entschlossen, sich gegen einen etwaigen Angriff muthig zu vertheidigen.

Das alte Weib war indes die Stiege hinabgeschlichen und versuchte es vergeblich, unten zu öffnen.

Plötzlich hörte Bernice einen Schlüssel im Schlosse klirren und der Riegel flog zurück.

Ein leises, wildes Lachen wie von einem wilden Thiere tönte von den Lippen der Wajah.

Ein Augenblick der Erwartung, und dann wurde die Thüre ein oder zwei Zoll breit gegen die Barrikade aufgestoßen.

Bernice sah, daß ein einziger heftiger Stoß der Alten ihr mühsam erbautes Werk über den Haufen werfen konnte.

„Bleiben Sie, wo Sie sind!“ rief sie, die Pistole anlegend, in so kaltem, gebieterischem Tone, daß die auf der Stiege lauernde Gestalt unwillkürlich gehorchte.

„Ich bin nicht wehrlos, Ragen,“ fuhr sie fort. „Mr. Monk ließ mir seinen Revolver zurück und ich weiß, wie ich ihn zu gebrauchen habe. Bleiben Sie, wo Sie sind, es würde mir leid thun, müßte ich das Blut eines Thieres vergießen — um wie viel weniger wäre ich im Stande, Menschenblut zu vergießen! Aber ich sage Ihnen, ich werde mich um jeden Preis vertheidigen. Sie werden es bereuen, wenn Sie eintreten!“

Ein Stillschweigen von wenigen Minuten folgte diesen Worten, die mit einem Ernst und einer Feierlichkeit gesprochen worden, daß sie selbst die alte Indierin einschüchterten. Aber nach einer Weile wurde die Thüre mit erneuter Gewalt gegen die Barrikade gepreßt. Das Sopha war auf Rädern und gab ein wenig nach.

Bleich und entschlossen stand Bernice auf. Sie beabsichtigte sich zu vertheidigen, wie sie es gesagt hatte. Dennoch zögerte sie mit dem Schießen. Die Barrikade wich noch einen Zoll breit, dann preßte Bernice ihre weißen Zähne zusammen und feuerte.

Die Kugel flog an dem Spalt der theilweise geöffneten Thüre vorbei und blieb in der Mauer stecken. Die alte Ragen hatte eben versucht, in's Zimmer einzudringen, und die Kugel war dicht an ihrem Kopfe vorbeigesauft. Sie stieß ein Wuthgeheul aus.

„Sie sehen, daß ich nicht nur drohe,“ sagte Bernice ruhig und fest mit leuchtenden Augen. „Ich will Sie nicht verletzen, Ragen, aber wenn Sie in das Zimmer eindringen, werde ich wieder schießen.“

„Ich habe nichts Böses mit Ihnen im Sinne, meine Lady,“ sagte die alte Ragen grollend; „und kam nur zurück, um Ihnen zu sagen, daß der Vorfall auf dem Balkon nur ein unglücklicher Zufall war. Ich bin zurückgekommen, Sie um Verzeihung zu bitten.“

„Gehen Sie fort,“ sagte Bernice streng.

„Sagen Sie nur, daß Sie mir verzeihen,“ bat die Indierin unter heuchlerischem Winseln. „Lassen Sie mich nur in's Zimmer, damit ich mich Ihnen zu Füßen werfen und Sie um Verzeihung bitten kann.“

„Gehen Sie fort!“ sagte Bernice mit wachsender Strenge.

Das alte Weib fuhr fort zu bitten und zu flehen, eintreten zu dürfen, um sich vor Bernice auf die Knie werfen und sie um Verzeihung ansehen zu können, aber zum dritten Male befahl ihr Bernice streng, sich zu entfernen.

„Ich will nicht gehen!“ rief Ragen, ihren Ton plötzlich ändernd, wild und zornig. „Ich glaube nicht, daß Sie die Marquise sind. Sie sind irgend eine Person, welche ihre Aehnlichkeit mit der verstorbenen Lady Chetwynd ausbeuten

will. Sie sind eine schändliche Betrügerin! Ich will Sie entlarven! Ich will Sie strafen für diesen Schimpf, den Sie einem edeln Hause zufügen. Sie wären Lady Chetwynd? Sie sind eine Abenteurerin!"

Sie warf sich mit wilder Hestigkeit gegen die Thür. Die Barrikade gab jetzt so weit nach, um eine hinlänglich weite Oeffnung zu bilden, daß die alte Frau ihren Kopf durchstecken konnte. Sie that dies mit einer eigenthümlichen, Pfeilschnellen Bewegung. In diesem Momente fauste aber eine Kugel so gefährlich nahe bei ihr vorbei, daß sie sich mit einem Heulen des Entsetzens rasch zurückzog.

"Sind Sie jetzt überzeugt, daß ich im Ernst sprach?" fragte die Marquise. "Ich habe noch fünf Schüsse übrig!"

Die alte Ragen begann einzusehen, daß sie es mit keinem Kinde zu thun habe, noch mit einem schüchternen Mädchen, sondern mit einem gereizten Weibe, das um sein Leben kämpft, einem Weibe, das sich um jeden Preis vertheidigen und sich durch nichts einschüchtern lassen würde.

Diese Entdeckung war eben so unangenehm als unerwartet. Bestürzt setzte sich Ragen gedankenvoll auf die schmale Stiege. Seit Monk's Entfernung war eine halbe Stunde vergangen, und sie hatte kein Verlangen, mit ihm zu kämpfen. Daher durfte sie Monk bei seiner Rückkehr nicht mehr hier finden; sie wollte aber auch nicht fortgehen und Bernice als Siegerin zurücklassen, und doch fürchtete sie den Revolver, den die junge Marquise so geschickt zu gebrauchen wußte.

Was war zu thun?

Das Ueberlegen des alten Weibes dauerte einige Minuten, während welcher Bernice unverwandt nach der Thür schaute.

Ragen beschloß endlich, einen kühnen Angriff zu wagen, in's Zimmer und auf ihr Opfer loszustürzen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie verwundet werden könnte.

Sie berechnete, daß ihr plötzliches Eindringen die junge Marquise furchtbar erschüttern und schwach machen würde, sie dachte auch an die schwache Möglichkeit, daß eine in der Hast abgefeuerte Kugel Bernice selbst treffen könne.

Mit ihrer Kraft zusammennehmend, stemmte sie sich gegen die Thür, die wieder einige Zoll breit wich.

Es war jetzt Raum genug, um ihre magere Gestalt durchzulassen, und sie bereitete sich behutsam vor, davon Gebrauch zu machen.

Hinter der Barrikade, so daß sie nicht gesehen werden konnte, kauerte sie nieder und kroch verstoßen auf allen Vieren in's Zimmer.

Zu ihrem Erstaunen feuerte Bernice nicht auf sie. Vorsichtig hob sie den Kopf über den Rücken des Sopha's in die Höhe, in der Meinung, Bernice sei vor Angst ohnmächtig geworden.

Doch vergebens strengte sie ihre Sehkraft an, Bernice war nicht mehr in dem Zimmer.

Mit einem Schrei sprang sie der weit geöffneten Thür zu und erblickte Bernice im Freien, von Gilbert Monk's Arm unterstützt.

Die alte Ragen starrte mit entsetzlicher Bosheit auf die junge Lady Chetwynd und Gilbert Monk, welche außerhalb der Thüre des Gartenhäuschens standen, von dem hellen Feuerschein des Kamins, der hinausströmte, voll beleuchtet.

Alle bösen Leidenschaften ihrer heidnischen Natur waren in heftiger Aufregung. Ihr einziger, größter Lebenszweck war jetzt, die junge Marquise zu vernichten, welche, wie sie

glaubte, ihrer Herrin im Wege stand. Ihr dunkles, von tausend Runzeln und Furchen durchzogenes Gesicht glühte vor tödtlichem Hass gegen die arme junge Frau; ihre kleinen kohlschwarzen Augen schossen Blicke wie von einer Schlange, als wollte sie damit tödten, und ihre dünnen, breiten Lippen zogen sich zu einem hämischen Lächeln zusammen.

"Für heute Abend ist Alles aus," murmelte sie in indischer Sprache für sich. "Ich muß mir die Zeit und Gelegenheit wieder aussuchen. Dieses bleiche, junge Ding mit dem Kindergesicht soll meine Herrin von ihrem rechtmäßigen Platz als Lady von Chetwynd nicht verdrängen, ich will sie vernichten, wie ich einen Wurm zertreten würde."

Sie schüttelte ihre Faust drohend nach dem Gegenstande ihres Hasses, dann schlich sie, auf ihre eigene Sicherheit bedacht, und eine Begegnung mit Gilbert Monk nicht wünschend, die schmale Wendeltreppe zum oberen Zimmer mit dem Balkon empor, und kauerte dort im Schatten nieder, auf eine Gelegenheit zur Flucht wartend.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Die junge Marquise und Monk traten in's Gartenhäuschen ein, und dann sprang das alte Weib über die äußere Treppe in den Park hinab und verschwand mit Blitzesschnelle.

Sie verbarg sich an einem sicheren Orte und an einem Punkte, von welchem sie die Thür des Gartenhäuschens übersehen konnte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Bernice hatte Monk bereits von der Belagerung verständig, die sie während seiner Abwesenheit hatte ertragen müssen, und beim Eintritte in's Haus war es Monk's erstes Geschäft, gründlich nach Ragen zu suchen. Er fand sie nirgends und kehrte zu Bernice mit der Auskunft zurück, daß das alte Weib entflohen sei.

"Du bist sicher unter meinem Schutz, Bernice," sagte er, "ich bin überzeugt, Ragen ist nach Hause geeilt. Sie würde eine Begegnung mit mir nicht wagen. Du bist bleich und erschöpft, laß mich Dich darum so bald als möglich von hier fortbringen. Glad ist in der Nachbarschaft, seit er mir die Nachricht von Deiner Entfernung aus Mawr-Castle brachte, und ich fand ihn am Ende des Parkes, als ich in's Haus zurückging. Ich schickte ihn nach Chetwynd am Meere, um einen Wagen zu holen; er wird Dich gleich nach Eastbourne fahren, am niedrigen Parkgitter nächst dem Dorfe wartet er auf Dich. Hier sind Deine Kleider. Es wäre gut, wenn Du die nassen Sachen so bald als möglich ablegen möchtest."

Bernice willigte ein und Monk ging hinaus, die Thür hinter sich schließend, während Bernice ihre nassen Kleider gegen trockene vertauschte, so schnell es mit ihrem geschwellenen Arme gehen wollte.

Endlich war sie warm gekleidet, rollte die nassen Kleider zusammen und packte sie in ihre Reisetasche. Ihr weißes Seidenkleid, das ihr bei ihrem Erscheinen als Gespenst so gute Dienste geleistet, war ganz trocken. Sie hatte es um den Leib aufgesteckt gehabt, als sie in den Teich gefallen war, und es war weder zerrissen, noch sonst ruiniert. Da sie es während ihres Aufenthaltes in der Dachkammer nicht getragen hatte, war es, die wenigen Flecken abgerechnet, die es jetzt von der Nässe behalten hatte, noch in gutem Zustande.

Sie wollte das Kleid zusammenrollen, als Monk vorsich-

tig an die Thür klopfte. Bernice ließ das Kleid hastig fallen.

„Ich bin gleich bereit, Gilbert,“ sagte sie, „ich muß nur noch dieses Kleid einpacken.“

Dann öffnete sie die Thür.

„Dieses Kleid hat Deinen Zwecken gedient, Bernice,“ sagte Monk. „Du wirst es nicht länger brauchen, gib es mir.“

„Wozu kannst Du es brauchen, Gilbert? Du willst Dich versichern, daß ich nicht mehr den Geist in Chetwynd-Park spielen werde? Ich kann Dir das nicht versprechen und kann Dir auch das Kleid nicht geben.“

Sie rollte das Kleid rasch zusammen und warf es in ihre Reisetasche. Sie selbst trug ihren grauen Reiseanzug und mußte nur noch ihren Hut aufsetzen. Während sie so ihren Anzug vollendete, löschte Monk das Feuer aus, zerstreute das Holz auf dem Kamin und stellte das Licht wieder in seine Blendlaterne, aus der er es genommen hatte. Dann ordnete er die Möbel, aus denen Bernice die Barrikade gebaut hatte, und führte die junge Lady Chetwynd aus dem Gartenhäuschen hinaus.

Sie blieben draußen stehen, während er die Thür verperrte, dann legte Bernice ihren Arm in den seinigen, und sie gingen zwischen den Schatten entlang, sich vorsichtig nach allen Seiten umschauend. Bernice war noch voll Entsetzen über die kaum überstandene Todesgefahr, und Gilbert, der die furchtbare Schlechtigkeit der alten Indierin genau kannte, fürchtete jeden Augenblick Bernice unter einem meuchlerischen Schusse oder Dolchstiche fallen zu sehen.

Aber es wurde kein Angriff auf die junge Marquise gemacht. Sie gingen die schmalen, dunklen Wege entlang, die breiten, mondscheinerhellten Alleen vermeidend, und setzten sich hier und da auf eine Bank, damit Bernice ausruhen konnte; aber endlich näherten sie sich dem Ausgange des Parks und dem schmalen Pfortchen, das auf die Landstraße hinaus führte.

„Ich trage immer einen Schlüssel zu diesem Gitter bei mir,“ sagte Monk, den fraglichen Schlüssel aus seiner Tasche ziehend. „Ich durchkreuze meist den Park, wenn ich in's Dorf gehe. Da sind wir und der Wagen wartet.“

Das aus hohen Eisenstäben bestehende, mit Broncespitzen versehene Gitterthor wurde von Monk geöffnet, worauf er Bernice auf die Landstraße hinausführte.

Der Wagen wartete, wie er es vorher gesagt hatte. Es war eine uralte Carosse und von einem großen, kräftigen Pferde gezogen, das ungeduldig scharrte und stampfte. Glad saß mit der Peitsche in der Hand auf dem Boock. Er grüßte die junge Dame und seinen Herrn freundlich.

Monk half Bernice in den Wagen. Er zögerte, ob er sie nach Eastbourne begleiten sollte, denn er fürchtete, daß er im Parte vermischt werden könne — und er hatte in dieser Nacht noch eine andere Arbeit zu vollbringen, eine Arbeit, welche er fürchtete, die aber zum Erfolge seiner Pläne und seiner eigenen Sicherheit nothwendig war. Aber er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, Bernice wieder zu verlieren. Das Erste und Wichtigste, was er thun mußte, war, sie sicher in Mrs. Crowl's Hände zu bringen. Das Gelingen aller seiner Pläne hing davon ab, daß Bernice in sicherer Obhut war. Er beschloß daher, sie nach Eastbourne zu begleiten.

„Nach Mrs. Crowl's Wohnung, Glad,“ befahl er mit leiser Stimme, sich vorsichtig nach allen Seiten umschauend.

„Fahre schnell, denn wir haben einen weiten Weg vor uns und ich habe in dieser Nacht andere Geschäfte vor.“

Er sprang leicht in den Wagen und schloß die Thür. Der Wagen rollte schwerfällig durch das Dorf die Straße nach Eastbourne entlang.

Raum war das Gefährt um eine Ecke gebogen, als das verwitterte Gesicht der alten Ragen hinter den Gitterstäben auftauchte.

„Zu Mrs. Crowl? Ein weiter Weg?“ murmelte sie. „Er muß nach Eastbourne gehen. In Mrs. Crowl's Wohnung in Eastbourne wohl? Ich werde morgen ebenfalls nach Eastbourne gehen.“

Sie lachte leise und unheimlich, und wollte eben den Rückweg nach dem Schlosse einschlagen, als ihr Monk's letzte Worte einfielen.

„Er sagte, er habe andere Geschäfte vor in dieser Nacht,“ sagte sie erschrocken auffahrend. „Welcher Art könnten diese Geschäfte wohl sein? Ich muß ihn bewachen, will wissen was sein „anderes Geschäft“ ist. Missy wird nicht unruhig sein, wenn ich die ganze Nacht ausbleibe, und so will ich denn wachen und warten. Er wird um zwei Uhr bei diesem Gitter zurück sein.“

Sie suchte einen Platz im tiefen Schatten und kauerte am Boden nieder, während ihre Augen wie die eines Raubvogels durch die Dunkelheit funkelten.

Inzwischen fuhr der alte Wagen mit seinen Insassen rasch die Straße durch's Dorf entlang, und als sie an dem alten Pfarrhause und der Kirche vorbei kamen, steckte Monk den Kopf heraus.

Sein anderes Geschäft lag in der Pfarrkirche, und es war ihm sehr eilig, zurückzukommen und in dieselbe eintreten zu können. Bernice schaute auch auf die Kirche mit dem schlanken grauen Thurm hinaus, und sie schauderte, als sie sagte:

„O, Gilbert, wie viel verdanke ich Dir! Ich kann ohne Beben und Grauen nicht daran denken, daß ich lebendig begraben war. Du hast mein Leben zweimal gerettet, und die Schuld meiner Dankbarkeit ist so groß, daß ich sie niemals bezahlen kann.“

„Ich fordere keinen anderen Lohn, als Dein Vertrauen, Bernice,“ antwortete Gilbert, „ich will nichts, als daß Du einsehst, daß ich Dein bester Freund bin, und nur Dein Glück mein höchstes Streben ist.“

„Ich fühle es,“ sagte Bernice innig, „und ich vertraue Dir, Gilbert. Kein Bruder kann liebevoller gegen eine Schwester sein, als Du es gegen mich warst.“

Monk drückte ihr ehrerbietig wie ein Bruder die Hand. Bernice saß im Schimmer des Mondlichtes und ihr wunderschönes, edles Gesicht war Monk zugewandt. Ihre Lippen waren im Gegensatz zu den bleichen Wangen scharlachroth. Ihre dunklen Augen leuchteten in mildem Glanze und die schwarzen Haare wallten über ihre Schultern hinab. Ihre unvergleichliche Schönheit machte plötzlich einen tiefen Eindruck auf Monk. Er hatte sie während des vergangenen Jahres oft gesehen und die Entfaltung ihrer seltenen Lieblichkeit beobachtet, aber er hatte die auffallende Veränderung an ihr bisher nie bemerkt.

„Bei Gott!“ dachte er, „sie ist ebenso stolz, rein und edel, als sie wunderschön ist. Ich möchte wohl wissen —“

In seinem ganzen Leben hatte Gilbert Monk nie die Liebe gekannt. Er hatte beabsichtigt, eine reiche Frau zu

heirathen, nur um sich Ueberfluß und eine Stellung zu verschaffen. In all seinen Plänen mit Bernice hatte er nie an Liebe gedacht, aber als er sie jetzt so betrachtete in ihrer holdseligen Schönheit und Anmuth, durchzuckte es ihn plötzlich und sein Herz fing an rascher zu schlagen. Es war die Aufregung einer erwachenden Liebe.

Nach ziemlich rascher Fahrt gelangten sie nach Eastbourne und der Wagen hielt endlich in einer entlegenen Straße vor dem Hause, wo Mrs. Crowl wohnte.

„Hier sind wir,“ sagte Monk, den Schlag öffnend und herausspringend. „Ich werde Mrs. Crowl wecken, ehe Du aussteigst, Bernice.“

Er drückte den Hut tief in die Stirn und schlug den Rockragen hinauf, als er laut an das Hausthor klopfte. Es war Mrs. Crowl selbst, welche mit einem Bichte in der Hand, in Schlafrock und Pantoffeln öffnete.

Sie schien bei dem Anblicke Monk's und des Wagens gar nicht überrascht zu sein.

„Miss Gwyn ist angekommen,“ sagte Monk kurz.

Mrs. Crowl ging voraus über die Stiege, Bernice und Monk folgten ihr. Die Frau führte sie in ein freundliches kleines Zimmer, wo Feuer und Licht brannten und schob einen Lehstuhl vor den Ofen. Bleich und erschöpft sank Bernice hinein.

„Miss Gwyn hat sich den Arm verrenkt,“ sagte Monk. „Sie werden das Uebel zu heben wissen, ohne einen Arzt zu rufen, Mrs. Crowl. Morgen Abend wird Miss Gwyn im Stande sein, nach Mawr-Castle abzureisen, Sie werden bis morgen den Sitzzug benutzen, morgen in einem ruhigen Gasthose übernachten und Ihre Reise am nächsten Tage fortsetzen. Morgen Abend reise auch ich nach London und wir werden uns auf dem Bahnhofe treffen. Und nun gute Nacht.“

Er neigte sich über Bernice und küßte sie. Dann ging er zum Wagen hinab und fuhr nach Chetwynd zurück.

„Ich bin unruhig über diese Gespenstergeschichte,“ sagte er zu sich selbst. „Es ist schade, daß Bernice im Schlosse den Geist gespielt hat, und ich fürchte, Chetwynd kann unruhig werden und ihren Sarg untersuchen lassen. Ich muß die Gruft noch heute Nacht für seinen Besuch vorbereiten.“

Als der Wagen auf dem Hügel vor dem Dorfe ankam, befahl Monk dem Kutscher, zu halten. Dieser gehorchte augenblicklich.

„Du kannst den Wagen in den Gasthof zurückführen,“ sagte Monk, „ich will nach Hause gehen und nach dieser langen Fahrt ein wenig ruhen. Du brauchst morgen nicht in den Park zu kommen. Zahle Deine Rechnung im Gasthof und gehe gleich nach Eastbourne. Du mußt Miss Gwyn und Mrs. Crowl morgen Abend auf den Bahnhof bringen, ich werde mit demselben Zuge nach London reisen.“

Er entließ seinen Bundesgenossen und der Wagen rollte davon. Monk ging rasch den Hügel hinab in das stille Dorf. Er wandte sich nach dem einsamen Friedhose und schlich sich durch die Steinpforte in die Kirche. Das war gegen zwei Uhr Nachts.

Es war bereits vier Uhr Morgens, als er die Kirche wieder verließ und aus dem Schatten der Thüre hervor die Straße auf und nieder überblickte.

Der Morgen war finster und kalt, kein Mensch war auf der Straße zu sehen, und in den Häusern regte sich nirgends etwas.

„Ich hätte das schon früher thun sollen,“ sagte er, als er die Kirche verließ. „Vielleicht werde ich doch gesehen, aber ich muß es wagen. Also gehen wir.“

Er kehrte über den Friedhof auf die Straße zurück und ging ruhig mit tief in die Stirne gedrücktem Hute und hoch hinaufgeschlagenem Kragen weiter. Es hatte ihn dem Anscheine nach Niemand gesehen, und er athmete freier auf, als er von der Kirche ziemlich weit weg war. Er ging rasch, ohne sich umzusehen.

Flack stand halb entkleidet an einem Fenster des Gasthofes, als er seinen Herrn mit abgewandtem Gesichte vorbeilaufen sah. Er erkannte ihn sofort.

„Ich möchte doch wissen, wo er die ganze Zeit war,“ dachte Flack. „Ich weiß noch nicht Alles, was er im Sinne hat. Vielleicht wäre es gut, wenn ich ein wenig über ihn nachforschen würde, und vielleicht wäre es auch gut für mich, wenn ich etwas mehr über Miss Gwyn erfahren könnte. Sie war mir vom Anfange an ein Räthsel. Wer weiß, welchen Nutzen es mir bringen kann, wenn ich Mr. Monk's Geheimnisse besser erforsche.“

Monk eilte durch das Dorf zum Parke, öffnete daselbst das Bitterthor und eilte dann auf den dunklen Seitenwegem dem Schlosse zu.

Alle diese Stunden lang hatte die alte Nagen auf ihn gewartet. Sie sah ihn in den Park treten und wußte auf den ersten Blick, daß auch sein „anderes Geschäft“ bereits abgethan sei. Langsam stand sie auf und folgte ihm verstoßen in's Haus.

„Ich habe doch umsonst gewartet,“ murmelte sie, „denn sein Geschäft lag im Dorfe. Es betraf Lady Chetwynd irgendwie. Aber was war's? Ich möchte Gilbert Monk's Pläne gern kennen, denn sie drehen sich alle um Jene. Er will ihr Leben erhalten, ich will's zerstören. Wer wird gewinnen?“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Ungelesen und unbemerkt schlüpfte die alte Nagen in's Haus und begab sich auf die Zimmer ihrer Herrin, die sie schlafend fand. Sie ging darauf in ihr eigenes Zimmer, wechselte ihre Kleider, warf sich auf ihr Bett und schlief bald ein.

Es war ungefähr acht Uhr, als Miss Monk's Glocke sie rief. Sie hatte einen leichten Schlaf und erwachte bei dem leisesten Geräusche. Sie stand gleich auf und eilte in das Schlafzimmer ihrer Herrin.

Miss Monk war noch im Bette, ihr Kopf lag in die Kissen zurückgelehnt und ihr schwarzbraunes Gesicht hatte einen angstvollen Ausdruck. Sie war ärgerlich und neugierig und rief ungestüm aus:

„Warum hast Du in der vergangenen Nacht nicht wie gewöhnlich bei mir geschlafen, Nagen? Warum warst Du nicht hier, um mich zu entkleiden? Ich lag vor Angst wach bis zum frühen Morgen. Du weißt ja, daß ich nicht allein sein kann.“

„Ich wollte zurück sein, Missy,“ sagte die alte Indierin beschwichtigend, „um Sie wie gewöhnlich zu bedienen, aber ich ging gestern Abend ein wenig in den Park hinaus und wurde ausgesperrt, das ist Alles. Ich bin eben erst hereingekommen, Missy.“

„Nagen,“ sagte Miss Monk plötzlich, „wenn Du die

ganze Nacht im Parke warft, so hat das einen Zweck gehabt. Hast Du gestern Abend auch — das Gespenst im Parke gesehen? Lord Chetwynd kam ziemlich spät, nachdem bereits alle meine Gäste fort waren, in den Salon, und sagte, daß er sie — Bernice wieder gesehen habe! Er sah sie im Parke, weißgekleidet, geisterhaft und ätherisch aussehend, im Mondlichte. Er sprach sehr aufgereggt von ihr. Er sagte, daß er überzeugt sei, sich nicht zu täuschen — sondern ihren verklärten Geist gesehen zu haben. Das waren seine eigenen Worte, und da er so aufgereggt ist, kommt er vielleicht der Wahrheit auf die Spur. Hast Du sie gesehen?"

„Ja, Missy.“

Miß Monk richtete sich plötzlich auf.

„Nun?“ fragte sie eifrig, „was war sie? Ein Geist oder ein Weib?“

„Ein Weib, Missy. Sie wissen, ich habe das schon in jener Nacht bewiesen, als ich ihr den Shawl von den Schultern riß.“

„Ja, ja. Und dieses Gespenst ist also ein lebendes Weib? Was für ein Weib? Irgend eine Abenteurerin, die ihre Ähnlichkeit mit Lady Chetwynd ausbeuten will? Eine Mondsuchtige, in deren Schönheit wir eine Ähnlichkeit mit Bernice zu finden glauben, und die unschuldigerweise in Chetwynd-Parke den Geist gespielt hat?“

„Sie wissen, daß es Alles das nicht ist, Missy,“ sagte das alte Weib. „Es war die Lady selbst.“

Miß Monk's Gesicht erbleichte vor Entsetzen.

„Du weißt es?“ flüsterte sie.

„Ich weiß es, weil ich sie fing. Ich hielt sie in meinen Armen, ich schleppte sie zum Schweizerhäuschen beim Teiche und brachte sie auf den Balkon hinaus. Ich sprach mit ihr. Sie nannte mich beim Namen, weigerte sich aber, sich als Lady Chetwynd zu bekennen. Sie ist verändert — wunderbar, gefährlich schön geworden; aber sie hat noch immer denselben unschuldigen Ausdruck in den großen braunen Augen: und ich irrte mich nicht, sie ist ohne Zweifel Lady Chetwynd.“

„Und Du kanntest sie und liebest sie fort?“

„Ich kannte sie und packte sie deshalb plötzlich und schleuderte sie über den Balkon in den Teich. Im Fallen verletzte sie sich den Arm, fing aber trotzdem zu schwimmen an. Ich wartete, bis ich sie sinken sah, dann lief ich davon.“

„Und sie ist todt — ertrunken?“

„Nein! — Ich war zu dumm, denn ich hätte sie erwürgen sollen. Warum warf ich sie auch in's Wasser, das ihr natürliches Element ist? Ohne die Verletzungen an dem Arme wäre sie lustig an's Ufer geschwommen und hätte mich dort ausgelacht. Aber das böse Verhängniß brachte Gilbert daher, der sie suchte. Er rannte mich nieder, sprang in den Teich und rettete die Lady.“

In großer Aufregung erzählte hierauf die alte Nagen auch die übrigen Abenteuer der langen Nacht, während Miß Monk in athemloser Spannung lauschte.

„Gilbert steckt hinter dieser ganzen Gespenstergeschichte,“ sagte Sylvia endlich. „Und dennoch, warum sollte er mich zu Grunde richten wollen? Er befreite sie aus dem Grabe, das ist mir klar; aber welchen Zweck verfolgt er, daß er sie vertheidigt?“

„Ich ahne das Geheimniß,“ sagte die alte Nagen mit klugem Lächeln. „Er muß entdeckt haben, woher sie stammt. Sie wissen ja, Missy, daß sie ihre eigene Herkunft nicht kannte.“

Gilbert hat das Geheimniß ergründet. Sie ist von edlem Blute — das erkennt man aus ihrem ganzen hohen, edlen Wesen und ihrer aristokratischen Schönheit. Sie sieht wenigstens wie eine Prinzessin aus. Ich durchschaue Gilbert's Spiel jetzt. Er will Sie Lord Chetwynd heirathen lassen und wird dann Bernice ihren Verwandten zuführen und sich dadurch seine Zukunft sicher stellen.“

„Aber was soll dann aus mir werden? Ich wäre dann nicht rechtmäßig verheirathet! Ich würde ausgestoßen —“

„Ja, Missy. Aber vielleicht läßt Mr. Gilbert die Dinge nicht so weit kommen. Vielleicht läßt er Sie Lord Chetwynd gar nicht heirathen. Gilbert ist ein selbstsüchtiger Mensch, der nur sein Wohl vor Augen hat und sich um Sie sehr wenig kümmern wird. Ich glaube, er brachte die Lady nur her, um das Gespenst zu spielen. Er beabsichtigt wahrscheinlich, von Lord Chetwynd und den Verwandten Bernice's einen hohen Preis zu fordern, um sie ihnen dann, aus dem Grabe erstanden, zuzuführen.“

Miß Monk schaute entsetzt darenin.

„Was sollen wir thun?“ flüsterte sie. „Was sollen wir thun, Nagen?“

„Ueberlassen Sie Alles mir. Wir dürfen Gilbert nicht merken lassen, wie viel wir von seinen Plänen wissen, ich will ihn noch überlisten. Ueberlassen Sie nur mir Alles! Die Lady ist bei Mrs. Crowl in Eastbourne. Sie müssen mich heute unter irgend einem Vorwand nach Eastbourne schicken, Missy! Aber er wird sie nicht in Eastbourne lassen, wo man sie kennt, er wird sie nach London bringen und sie dort verborgen halten, bis er bereit ist, die Thatsache zu enthüllen, daß sie lebt. Darum werde ich auch nach London gehen, denn ich hoffe ihm gewachsen zu sein.“

Miß Monk ließ sich ankleiden und war um neun Uhr zum Frühstück bereit. Lord Chetwynd war schon da, und Gilbert kam gleich hinter ihr, etwas müde und übernächtigt aussehend.

Miß Monk war, obwohl erzwungen, sehr lustig und heiter; aber Lord Chetwynd war ungemein still und niedergeschlagen.

„Kann ich Dir in der Stadt etwas besorgen, Sylvia?“ fragte Monk sorglos, während er seinen Kaffee schlürfte. „Hast Du irgend welche Aufträge für Deinen Juwelier oder für Deine Putzmacherin? Ich werde mit Vergnügen Alles besorgen, denn ich gehe heute nach London.“

„Ah, wirklich?“ sagte Miß Monk. Du würdest mich verbinden, wenn Du fragen wolltest, wann mein Goldschmuck fertig wird. Bleibst Du lange fort?“

„Einige Tage, vielleicht eine Woche. Scotsby und Newmann erwarten mich, und das Geschäft geht, wie Du weißt, Allem voraus.“

Lord Chetwynd erwähnte der Erscheinung des vergangenen Abends mit keiner Sylbe, er erwiderte aber auch kaum etwas auf die munteren Bemerkungen Sylvia's. Sein ernstes, strenges Gesicht war übrigens für Gilbert Monk nicht sehr aufmunternd, nichtsdestoweniger folgte ihm dieser nach dem Frühstück in's Studirzimmer und bat ihn ganz kühl um ein Darlehen von zweihundert Pfund.

Es wurde ihm bereitwilligst gestattet und von Monk unter den Zusicherungen grenzenloser Dankbarkeit in Empfang genommen.

„Du weißt, ich wende mich an Dich wie an einen Bruder, Chetwynd,“ sagte Monk in seiner burlesken Weise.

„Ich werde Dir eines Tages Alles zurückzahlen, wenn ich kann. Aber ich werde Deine Güte nie vergessen. Doch Du siehst verstimmt aus — Du hast doch keinen Streit mit Sylvia gehabt?“

„Keineswegs,“ erwiderte Lord Chetwynd abwehrend. „Ich bin nicht ganz wohl heute, das ist Alles. Du warst gestern noch nicht zurückgekommen, als ich zu Bette ging, Gilbert. Wie lange warst Du draußen? Hast Du von dem Gespenste etwas gesehen?“

„Keine Spur. Ich war bis nach Mitternacht draußen und durchsuchte den Park. Ich hatte den Verdacht, daß Du vielleicht das Opfer irgend eines schönen, gewissenlosen Frauenzimmers wärst, das seine Aehnlichkeit mit Bernice ausbeuten will, oder, daß irgend ein Feind Dir einen bösen Streich spielt. Ich glaube, unsere frühere Erklärung ist die richtige: Du bist nicht ganz gesund, und Dein Gespenst ist eine optische Täuschung.“

Chetwynd schüttelte den Kopf.

„Ich werde heute mit Doctor Hartright sprechen,“ sagte er ruhig. „Aber ich weiß, daß diese schöne Erscheinung, die mich verfolgt, nicht die Ausgeburt einer kranken Phantasie ist. Und das Gesicht, das ich gestern Abend und schon früher gesehen habe, ist nicht das Gesicht eines gewissenlosen Frauenzimmers. Es ist das Gesicht eines Engels, und wenn ich Bernice nicht selbst zur Gruft gebracht hätte, sie nicht selbst tagelang im Sarge hätte liegen sehen, wenn ich nicht absolut wüßte, daß sie todt ist — ich würde glauben, daß ein gräßlicher Irrthum vorkam, und daß mein Weib lebt.“

„Das Gespenst muß eine seltsame Aehnlichkeit mit Lady Chetwynd haben, um einen solchen Eindruck zu machen,“ warf Gilbert hin.

„Du irrst Dich. Es war meiner Bernice nicht so ähnlich, Gilbert. Das Gespenst besitzt eine Schönheit, die meiner Bernice fehlte; aber die große, herrliche Seele, die meinem Engel zu eigen war, sprach aus den reinen, edlen Zügen dieses — dieses Geistes! Bernice im Himmel muß dieser strahlenden Erscheinung gleichen.“

„Vielleicht kehren die Todten in der Geistergestalt dennoch zurück,“ sagte Monk. „Sprich mit dem Pfarrer und dem Doctor, Rog.“

Monk verabschiedete sich bald darauf. Lord Chetwynd ging, als er fort war, lange mit traurig auf die Brust gesenktem Kopfe auf und ab.

„Hat je ein Mann ein Weib gefreut, dessen Seele so ganz und gar von einer Andern erfüllt war?“ sprach er zu sich selbst. „Mir fängt vor dieser Heirath mit Sylvia zu grauen an. Es scheint, als ob Bernice mir für meine Eile Vorwürfe machen wolle, und dennoch war es ihr Wunsch, daß ich Sylvia nach dem Trauerjahre heirathen sollte. Warum kommt sie zu mir zurück? Wenn mich die Ehre und mein Wort nicht an Sylvia binden würden, ich machte die Heirath jetzt noch rückgängig. Mein armer, verlorener Liebling! Meine einzig Geliebte! O, daß ich sie wieder zurück hätte!“

Er besuchte noch an demselben Tage Doctor Hartright und erzählte ihm die ganze Geschichte, wie ihm das Gespenst einige Male erschienen sei und daß es außer ihm Niemand

gesehen habe, obwohl Gilbert und Sylvia Monk dabei gewesen wären.

Der Doctor, ein ehrlicher, braver Mann, der an übernatürliche Erscheinungen nicht glaubte, hörte ihm aufmerksam zu.

„Haben Sie das Gespenst auch auf Ihren Reisen gesehen, mein Lord?“ fragte er.

Der Marquis verneinte diese Frage.

„Aber Sie sahen es am ersten Abend Ihrer Rückkehr nach Hause, als alle die traurigen Erinnerungen frisch angeregt wurden und Sie in den Zimmern waren, wo Sie mit Ihrer Gemahlin gelebt hatten? Sie sahen sie in dem Schlafzimmer, wo sie starb? Hm! Und Sie sahen sie gestern Abend wieder? Haben Sie bei dieser letzten Gelegenheit an sie gedacht?“

„Ja, ich hatte sie eben im Geiste zu mir zurückgerufen,“ sagte Lord Chetwynd.

„Dann ist das Gespenst, wie Sie es nennen, eine einfache Sinnestäuschung. Sie sind nicht gesund. Es scheint, daß Sie jedesmal an Lady Chetwynd gedacht haben, als Ihnen das Gespenst erschien, ausgenommen, als Sie schliefen. Dann wachten Sie plötzlich auf und in dem unbestimmten Lichte beschworen Sie, im Glauben, schon einmal einen Geist gesehen zu haben, denselben aus einem harmlosen Schatten herauf. Sie müssen eine andere Lebensweise beginnen, mein Lord. Lassen Sie Miß Monk's Schönheit diese wilden Phantasien verjagen. Lady Chetwynd ist todt. Ich sah sie sterben, sah sie sechs Tage lang todt auf der Bahre liegen. Geister kehren nicht auf diese Art zu uns zurück, und sie laufen auch nicht in Leichenkleidern in Parks und Schlössern herum. Geben Sie recht Acht auf sich, mein Lord. Ich fürchte, es droht Ihnen ein Fieber.“

Der Arzt verordnete dem Marquis noch Verschiedenes, und dieser kehrte, nur wenig beruhigt, nach Chetwynd-Park zurück. —

In den ersten Abendstunden schon, gleich nach dem Speisen, fuhr Gilbert Monk nach Castbourne zum Bahnhofe. Er kam im letzten Augenblicke an und wurde in ein Coupé erster Classe gesetzt, in welchem Lady Chetwynd und Mrs. Crowl, Beide dicht verschleiert, bereits Platz genommen hatten.

Der Zug wollte sich schon in Bewegung setzen, als die Thür des Nebencoupés hastig geöffnet wurde, und der Conductor eine gebeugt gehende alte Frau mit stark weißgeschnittenem Gesichte, grauen Haaren und einer großen Haube schnell hineinschob und wieder zumachte.

Sechsendreißigstes Kapitel.

Als die Reisenden in London ankamen, stieg Gilbert Monk aus dem Coupé, das er mit Lady Chetwynd und Mrs. Crowl benützt hatte, grüßte sie höflich, als ob er ihnen ganz fremd wäre, und bestieg vor dem Bahnhofe einen Wagen, den Kutscher beauftragend, ihn nach Hasells Hotel garni in Piccadilly zu fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Eleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

So bogen sie in den Weg hinein, der zur Hauptthür von Awer Court führte. Die sonst fest verschlossen gehaltenen, schweren eichenen Pforten standen weit offen, und auf dem wohlgepflegten Kieswege trafen sie bald auf eine nicht geringe Zahl Kutscher und Reitknechte, welche letztere, ihre und ihrer Gebieter Pferde am Zügel führend, im lustigen Gespräch neben einander hergingen.

Endlich hielt der Reisewagen vor dem sonst so stillen, alten Herrenhause, in dem Jahre hindurch ein Greis und ein junges Mädchen gewalltet. Fast sämtliche Fenster waren, wie die Reisenden schon aus der Ferne gesehen, erhellte, und laute, heftige Stimmen tönten ihnen entgegen, ehe sie noch den Wagen verlassen.

Auch Job traute kaum seinen Augen und glaubte, da er unterwegs geschlafen, anfänglich zu träumen, ward sich aber bald genug der Wirklichkeit bewußt, als mehrere Diener herbeikamen, den Wagenschlag zu öffnen. Entschlossen, diesen Dienst selbst zu versehen, riß er heftig die Thür auf und rief mit mürrischer Stimme hinein:

„Wie muß Ihr Vater sich freuen, daß wir da sind, Miß Eleanor! Er hat ja das ganze alte Haus erleuchten lassen!“

Archibald Hope stieg zuerst aus, ihm folgte Miß Kelydale, welche ungewöhnlich bleich und abgesehen ausah. Den stützenden Arm, den er ihr bot, ergriff sie mit ungewöhnlicher Hast.

„Wuth! Wuth! Miß Kelydale!“ flüsterte Archibald Hope, der den schwankenden Schritt seiner Begleiterin bemerkte. „Die Anstrengung des heutigen Tages war zu viel für Sie!“

„Ja, ich fühle mich sehr angegriffen — geistig wie körperlich erschlaßt! Dennoch mangelt es mir nicht an Wuth, und sollte er mir wirklich fehlen, so besitze ich ja einen Freund, der stark genug ist, den Kampf für mich zu bestehen!“

„So haben Sie wirklich Vertrauen zu ihm, Miß Kelydale, und wollen sich seiner erinnern, sobald Sie seiner Hilfe bedürfen?“ fragte der junge Mann in tiefer Bewegung.

„Ja, ich habe Vertrauen zu ihm, und will mich an ihn wenden, sobald ich eines Freundes und Beistandes bedarf!“

Zweites Kapitel.

Sir Richard.

Als die Reisenden die große Eingangshalle betraten, fanden sie diese buchstäblich mit Dienern angefüllt, die zum Theil die Livree des Hauses trugen, zum Theil fremde waren. Aus dem daran stoßenden Speisesaal tönte ihnen

das Klingen der Gläser, lautes Fluchen, Lachen und Singen entgegen. Offenbar befanden sich Sir Richard's Gäste in höchst aufgeregtem, wenn nicht schon unzurechnungsfähigem Zustande.

Zum Empfange der Angekommenen erschien Mrs. Edwards, in tiefe Trauer gekleidet. Beim Anblick ihrer jungen Gebieterin streckte sie dieser beide Hände entgegen und rief, mit Thränen in den Augen:

„O, Miß Kelydale, daß Sie auch gerade heute zurückkommen müssen, wo alle diese Leute in Awer Court sind! Weshalb sind Sie nicht noch einen Tag ausgeblieben, wie Sie anfänglich bestimmt?“

„Wie ich bestimmt!“ sagte mit scharfer, heiserer Stimme Lady Kelydale.

„Was geht hier vor, Mrs. Edwards?“ fragte Eleanor, die Bemerkung ihrer Stiefmutter nicht beachtend.

„Es ist heute eine große Jagdpartie gewesen, Miß Eleanor, und Ihr Vater hat einige der Herren mit nach Awer Court gebracht — —“

„Ich meine, Sir Richard darf sich wohl erlauben, ganz nach seinem Belieben Gäste einzuladen,“ entgegnete Lady Kelydale in hochmüthigem Tone.

„Gewiß, Mrs. — Lady Kelydale, natürlich!“ antwortete die bekümmerte Matrone. „Ich wollte auch nur andeuten, daß es gewiß besser ist, wenn Miß Eleanor ihren Vater diesen Abend nicht mehr sieht — —“

Die Fortsetzung ihrer Rede ward ihr erspart, denn in diesem Moment flogen die Flügelthüren des Speisesaales auseinander, und zwei Männer, gefolgt von einem dritten, den Archibald Hope sogleich als den widererkannte, welchen er in dem Jägerhause gesehen, alle offenbar vom Weine berauscht, traten in die Vorhalle.

„Nein, nein, ich sage Ihnen, Sie sollen uns so nicht entgehen!“ rief der Letztere, einen schrecklichen Fluch ausstößend, und mit seinen gespornten Stiefeln auf die Marmorplatten des Fußbodens stampfend. „Ich habe von dem besten Wein aus dem Keller bringen lassen, denn ich muß doch zeigen, daß ein neues Leben in Awer Court beginnt!“

„Wir haben noch einen weiten Weg,“ sagte der ältere der Herren, „versprechen Ihnen aber, Sir Richard, uns bald wieder bei Ihnen einzufinden!“

„Nun, meinethwegen denn! Kommen Sie, wenn Sie wollen, schon morgen oder übermorgen, so früh Sie können, ich werde hier stets für meine Freunde offenes Haus halten, denn auf mein Wort — —“

Hier hielt er plötzlich inne, denn sein Blick fiel auf seine Gattin und Tochter, die an der anderen Seite der Halle standen, während Archibald Hope in den Hintergrund getreten war. Bei diesem Anblick nahmen die Züge Sir Richard's den Ausdruck der höchsten Wuth an und, dicht vor die beiden Damen hintretend, rief er mit zornesticker Stimme:

„Was? Ihr seid schon diesen Abend gekommen?“

Weshalb? Wer erwartete Euch so früh, da Ihr doch erst morgen hier sein wolltet? — Ich hatte alle Ueberraschungen, wie Diejenigen, die sie mir berieten, und auch Dich, Elley, daß Du mir einen solchen Streich spielst!“

Eleanor Kelydale blickte ihren Vater fest, aber bekümmert an, und sagte:

„Ich werde Dir keineswegs im Wege sein, Vater, denn ich gehe sogleich nach meinem Zimmer hinauf!“

„Nein! nein! das sollst Du nicht! Da Du einmal hier bist, sollst Du Dich meinen Gästen zeigen und sie sollen auf Dein Wohl, das Wohl der schönen Erbin von Awer Court trinken. Komme, folge mir!“

Damit wollte er die Hand seiner Tochter ergreifen, die sie ihm jedoch entzog und entschiedener noch als vorher sagte:

„Nein, Vater, ich will Deine Gäste diesen Abend nicht sehen, denn ich fühle mich krank, und bin ganz erschöpft.“

„Aber Du sollst thun, was ich verlange, denn hier kann ich Gehorsam fordern — —“

Während dieser peinlichen Scene hatten die beiden Gäste das Haus verlassen, und sämmtliche Diener sich entfernt oder so weit wie möglich zurückgezogen, um nicht weiter Zeugen derselben zu sein. Als Sir Richard im Begriff war, abermals die Hand nach seiner Tochter auszustrecken, vertrat Archibald Hope ihm den Weg.

„Wer sind Sie und was wollen Sie hier?“ rief Sir Richard, dem jungen Manne seine Wuth zuwendend. „Ich habe Sie bisher noch nicht gesehen!“

„Mein Name ist Hope, Sir Richard, und ich möchte Sie bitten, in den Speisesaal zu Ihren Gästen zurückzukehren, und von der Begleitung Ihrer Tochter abzusehen. Sie hören, daß sie krank und ermüdet ist!“

„Nun, sie mag in ihr Zimmer gehen!“ erwiderte einigermaßen besänftigt der Baronet. „Ich habe ihr seit ihrer Kindheit nie einen Wunsch versagt, und sollte billig auf ihre Dankbarkeit rechnen können, allein, Mr. — Mr. —“

„Mein Name ist Hope, Sir Richard!“

„Ganz recht, Mr. Hope, ich erinnere mich, der Bruder meines Todfeindes und der Testamentsvollstrecker jenes alten Mannes, der nun todt ist! — Aber ich weiß, wie Alles zugegangen, und welches Spiel hinter meinem Rücken getrieben worden ist. Sie Beide sind der Fluch meines Lebens, denn Sie treten jetzt an die Stelle dessen, der in Paris so lange das Schwert über meinem Haupte gehalten. Aber ich sage Ihnen, ich, Dick Kelydale, daß ich nun endlich Herr von Awer Court bin und, bei Allem, was heilig ist! meinen Willen durchsetzen werde!“

„Bitte, verlassen Sie uns jetzt, Mr. Hope,“ bat Eleanor leise, welche dieser peinlichen Scene ein Ende machen wollte, während ihr Vater sich seiner Gattin zugewandt hatte, die neben Mrs. Edwards stand. „Mein Vater ist aufgeregt, wie Sie sehen, wird aber morgen Ihnen für alle Ihre Güte ebenso aufrichtig, wie ich es thue, danken! Gute Nacht, Mr. Hope, auch ich begeben mich in mein Zimmer!“

„Gute Nacht, Miß Kelydale,“ entgegnete der junge Mann, die ihm gereichte Hand herzlich drückend, „ich werde mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen und hoffe, Sie vollständig hergestellt zu sehen!“

Voll inniger Theilnahme blickte er dem bleichen Mädchen nach, das, von Mr. Edwards gefolgt, die Treppen langsam hinanstieg. Gleich darauf verließ auch er nach kurzem Ab-

schied die Halle, um sich in dem gastlichen Hause des Bewalters nach einem Unterkommen umzusehen.

Als Lady Kelydale sich mit ihrem finsternen, noch immer halb berauschten Gemahl allein sah, trat sie leise an ihn heran, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte in fast zärtlichem Tone:

„Richard, ich bitte Dich, trinke nicht mehr! Bedenke, wie Du Dich schon heute Deinen Freunden gegenüber gezeigt hast!“

„Ich bin ein Narr gewesen, ich weiß es, ein Thor, wie mein ganzes Leben hindurch!“ erwiderte er heftig. „War es nicht schon eine verfluchte Thorheit, Dich zu heirathen, Dich, eine elende Kunstreiterin aus dem Circus von Paris, die ich zur Lady gemacht, und die mir nun dafür Moralpredigten halten will?“

„Habe ich nicht treu zu Dir gehalten, treuer, als es eine Lady gethan haben würde? Habe ich nicht Deine Armuth mit Dir getheilt, nachdem Du mein vieles Geld verschwendet? Sei jetzt nicht so grausam, mir meinen niederen Stand vorzuwerfen, und verachte auch nicht meinen Rath —“

„Deinen Rath! Hätte der mir je genügt?“

„Er hat Dich mehr als einmal aus großer Gefahr gerettet!“

Er entfernte sich von ihr und schritt abermals dem Speisesaale zu. Dies gewahrend, legte sie, fester noch als zuvor, ihre Hand auf seinen Arm und wiederholte dringender:

„Trinke nicht mehr, Richard! Deine Bechgenossen werden Deine Schwäche benutzen, und Deine und meine Vergangenheit von Dir zu erfahren suchen — —“

„Schweig' und verlaß mich!“ schrie er ihr wüthend zu. „Gehe in Dein Zimmer oder wohin Du willst, Dein Anblick ist mir verhaßt — —“

„Ich weiß es,“ unterbrach sie ihn, „weiß, daß Du mich hassest, werde es aber ruhig zu ertragen wissen.“

Die Geduld des heftigen Mannes war nun zu Ende. Mit einem heftigen Ruck befreite er sich von der Hand seiner Frau, und trat schnell in den Saal, wo ihn die freudigen Zurufe seiner Gäste empfingen. Lady Kelydale dagegen, welche zur Erde gestürzt war, erhob sich langsam und beschloß, sich in ihr Zimmer zu begeben, um sich endlich ihres Reiseanzugs zu entledigen.

Sie mußte von der langen Tagereise nicht ermüdet sein, denn anstatt sich zur Ruhe zu begeben, rückte sie einen Sessel an den Kamin, verschloß ihren großen Arbeitsbeutel, und setzte sich dann, um lange, lange nachzudenken, und den Ausbruch der Gäste zu erwarten, die bis spät in die Nacht hinein in dem sonst fast unheimlich feierlichen Speisesaal von Awer Court ein lautes Bechgelage feterten. Als endlich gegen Morgen der letzte von ihnen davongefahren, schlich sie die breite Treppe hinab, um sich zu überzeugen, was aus ihrem Gatten geworden, und mußte sehen, wie dieser, vollkommen bewußtlos, von mehreren Dienern in sein Zimmer getragen ward. —

Drittes Kapitel.

Eine Abbitte.

Als Archibald Hope, nachdem er mit schwerem Herzen das Herrenhaus von Awer Court verlassen, die Wohnung des

Berwalters erreichte, fand er, wie er erwartet, die herzlichste Aufnahme von Seiten der Familie Prayse, die erstaunt war, ihn so schnell wiederzusehen, und bis spät in die Nacht sich von ihm die letzten Ereignisse erzählen ließ, die auf Auer Court und Carrisford gewiß nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Am folgenden Morgen fand er nur Mutter und Tochter beim Frühstück anwesend, da Mr. Prayse noch immer an der Gicht litt, und daher lange das Bett hütete. Da ihm daran lag, Näheres über den neuen Baronet zu erfahren, brachte er bald das Gespräch auf ihn, und erkundigte sich, was vorgegangen, seit Jener zuerst in Auer Court erschienen.

Mrs. Prayse und ihre Tochter befriedigten ihn, so viel es in ihren Kräften stand, und fragten dann ihrerseits, wie Miß Relydale den schweren Verlust ertragen, und wie das erste Zusammentreffen mit ihrem Vater gewesen, der, zum großen Erstaunen der Berwaltersfamilie, am vergangenen Abend, so bald nach dem Tode seines Vaters, eine große Anzahl Gäste bei sich gesehen.

Eben wollte Archibald Hope diese Fragen eingehend beantworten, als zum Schrecken der etwas nervenschwachen Mrs. Prayse ganz in der Nähe des Hauses ein Schuß fiel, und gleich darauf auch Sir Richard, ein todtes Kaninchen in der Hand, in der Glashür erschien und, dies der Hausfrau hinhaltend, sagte:

„Hier, Mrs. Prayse, ein zarter Braten für Ihren kranken Mann! Ich habe eine Anzahl von diesen Thieren im Park und in den Gärten gefunden, und je eher wir diese verringern, desto besser ist es. — Guten Morgen, Miß Prayse, guten Morgen, Mr. Hope!“

Und Agnes seine frühe Jagdbeute reichend, die sie aus dem Zimmer trug, nahm er auf einem Stuhle neben der Thür Platz, die Flinte mit beiden Händen vor sich haltend.

Sir Richard hatte seinen Rausch bereits verschlafen, und seinem Aeußeren merkte man die Excesse der vergangenen Nacht in keiner Weise mehr an. Allein er hatte weder diese, noch sein rohes Betragen, wozu sie ihn verleitet, vergessen, denn als er sich bei Mrs. Prayse theilnehmend nach dem Befinden ihres Gatten erkundigt, wandte er sich an den jungen Mann, und sagte in seiner gewöhnlich lauten, polternden Redeweise:

„Ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen, Mr. Hope, und bin gekommen, dies hier gleich nach frischer That zu thun! Sie haben sich wahrscheinlich, und gewiß mit Recht, durch meine Worte gestern Abend beleidigt gefühlt, doch hatte ich, wie Sie auch wohl gesehen, zu viel getrunken, und in solchem Zustande, den ich zwar immer nachher bereue — aber Sie verstehen mich wohl, Mr. Hope, und sind auch mit dieser Erklärung zufrieden?“

„Vollständig zufrieden, Sir Richard!“

„So reichen Sie mir zum Zeichen der Versöhnung Ihre Hand!“

Archibald Hope kam seinem Wunsche nach, und der Baronet fuhr in sichtlich erleichtertem Tone fort:

„Das wäre also abgemacht, und Elley wird sich freuen, wenn ich ihr erzähle, was ich gethan, ohne erst ihre Anforderung dazu abzuwarten.“

„Wie befindet sich Miß Relydale diesen Morgen?“ fragte der junge Mann.

„Sehr angegriffen von der Reise, ich habe sie noch nicht gesehen. Mrs. Edwards, die, wie Sie vielleicht schon wissen,

für Elley eine große Zärtlichkeit hegt, sagt, daß sie an heftigen Kopfschmerzen leidet — die aber empfinde ich auch, und bleibe dennoch nicht in meinem Zimmer. Ich war in der letzten Zeit sehr krank, Mr. Hope!“

„Ich habe dies durch Ihren Brief erfahren, Sir Richard!“

„Ja, sehr krank, und nur die frische Luft schien mir gut zu thun! — Doch genug von allen Krankheiten, Mr. Hope, sagen Sie mir lieber, ob Sie diesen Nachmittag einige Stunden für mich übrig haben?“

„Gewiß, Sir Richard, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Sie begleiten mich wohl zu dem Anwalt — ich selbst fahre Sie zur Stadt. Mr. Bates ist Ihnen doch bekannt?“

„Ihr verstorbener Vater hat mich ihm vorgestellt.“

„Ein jämmerlicher Kerl!“ entgegnete hastig Sir Richard.

„Ein so grober, argwöhnischer Mensch, wie nur je einer gelebt! — Wollen Sie wohl glauben, daß er mir vor Ihrer Ankunft in Carrisford weder das Testament, noch eine Abschrift davon zeigen wollte? Wozu aber alle diese Weitläufigkeiten! Niemand kann mir Auer Court und das Gut vorenthalten, und was meines Vaters Vermögen anbetrißt —“

„Wir sind sämmtliche Bestimmungen des Testaments durchaus unbekannt!“ unterbrach ihn Archibald Hope ernst.

„Das sieht meinem Vater ganz ähnlich, der immer so versteckt und heimlich gehandelt hat! Ebenfalls eine verrückte Idee, Sie zum Testamentsvollstrecker zu ernennen, doch ist mir dies schon recht, denn ich befinde mich in den Händen eines Ehrenmannes!“

Archibald Hope antwortete nicht sogleich, sondern heftete prüfend einige Sekunden sein Auge auf den Baronet, den er zum ersten Male im Lichte des Tages vor sich sah. Sein Aeußeres war wenig vortheilhaft; er war, wie bereits erwähnt, groß und breitschulterig, hatte eine röthlich-braune Gesichtsfarbe, starkes, bereits ergrautes, einst schwarzes Haar, einen großen Mund, den der Schnurrbart nicht ganz zu verdecken vermochte, und schwarze Augen — die Augen seiner Tochter — die unter buschigen Brauen hervorleuchteten, über denen sich jedoch eine niedrige, nichtsagende Stirn wölbte. Sein ganzes Wesen deutete unverkennbar auf einen offenen, wenn auch leichtsinnigen Charakter hin, welcher aber gewiß jeder Verführung zugänglich gewesen, und Archibald Hope berichtigte seine Meinung über ihn schon dahin, daß er ihn nicht mehr für den absichtsvollen Bösewicht hielt, den er sich früher Sir William Relydale's einzigen Sohn gedacht.

Seine Prüfung hatte, wie gesagt, nur einige Sekunden gewährt, und in ruhigem, aber entschiedenem Tone entgegnete er Sir Richard:

„Ich hoffe in jeder Beziehung meinen Pflichten als Testamentsvollstrecker zu genügen; übrigens kann ich nur den letzten Willen Ihres Vaters vollziehen.“

„Natürlich!“ antwortete, sich erhebend, der Baronet.

„Auch bin ich weit entfernt, Sie deshalb tabeln zu wollen, Mr. Hope, und werde Sie, wenn es Ihnen so recht ist, in einigen Stunden hier abholen.“

„Ich werde bereit sein, Sir Richard!“

Dieser verabschiedete sich von der Gattin und Tochter seines Berwalters, und als Archibald Hope ihn in den Garten hinausbegleitete, kam ihnen Prinz, Miß Relydale's schöner

großer Windhund, entgegen gesprungen. Diesen freundlich freischelnd, sagte Sir Richard zu dem jungen Manne:

„Wir sind Freunde geworden, wenngleich unsere Bekanntschaft wenig freundschaftlich begann. Er versuchte mich zu beißen und ich — ich schlug ihn ganz einfach nieder. Erinnern Sie sich noch jener Nacht?“

„Ja, sehr genau!“

„Wir wollen im Wagen darauf zurückkommen, denn Sie müssen die Vorgänge derselben doch auch von mir hören!“ —

Und als sie einige Stunden darauf in dem leichten Fuhrwerk saßen, das Sir Richard selbst lenkte, sagte dieser:

„Ihr Bruder und ich waren einst intime Freunde! Er gewann schnell mein Vertrauen — denn ich gehöre nicht zu den argwöhnischen Naturen — allein er täuschte und verrieth dies!“

Der Baronet hielt, eine Antwort erwartend, einen Augenblick inne. Als diese jedoch ausblieb, fuhr er fort:

„Er entdeckte alle meine Geheimnisse — es waren politische, von wichtiger, gefährlicher Art — und machte mir das Leben, sobald ich mich in seiner Gewalt befand, zur größten Last und Qual, weshalb ich auch die günstige Gelegenheit seiner Abwesenheit von Paris benutzte, und nach England reifte. Hier im Park sahen wir uns zuerst wieder — und was weiter geschah, als wir Beide aufeinander trafen, brauche ich wohl nicht zu sagen, aber meine Heftigkeit verflüchtend, von Angst um Ihren Bruder erfüllt, den ich getödtet zu haben glaubte, brachte ich ihn nach Job Fritton's Waldbwohnung, auf dessen Treue ich bauen konnte, und Lady Relydale, Elley und ich, wir pflegten ihn; er wollte durchaus meine Tochter an seiner Seite haben, weil er glaubte, uns nicht trauen zu dürfen. Eine eigentliche Versöhnung hat zwischen uns auch noch nicht stattgefunden, obgleich ich jeden Augenblick bereit bin, auf diese einzugehen.“

„Sie haben wohl von Lady Relydale erfahren, daß er nach Westindien abgereist ist?“

„Ja, ich habe Alles gehört, auch daß der schuftige Willard die englische und französische Polizei gegen mich hegen wollte und noch dazu den Brief meiner Elley gestohlen hat! Meine arme Elley! — Ja, ja, sie hat schon manchen schweren Kampf um mich bestanden, und kaum weiß ich, was ohne sie aus mir geworden wäre! — Was aber habe ich dagegen für sie gethan, für sie, mein einziges Kind? — Aber was geht Sie dies eigentlich an? weshalb spreche ich mit Ihnen von mir und Elley — —“

Und den wahrscheinlich rege gewordenen Gewissensbissen zu entgehen, trieb Sir Richard die Pserde zu immer größerer Eile an, daß sie in unglaublich kurzer Zeit die kleine Stadt erreichten, und gleich darauf vor dem Hause des Notars hielten.

Seinem Kutscher die Zügel zuwerfend, verließ er in finsterner Stimmung zuerst den Wagen, unbekümmert um seinen Begleiter, welcher ihm langsam und ungewöhnlich ernst folgte.

Viertes Kapitel.

Sir William's Testament.

Sir Richard Relydale und Archibald Hope wurden in das Arbeitszimmer des Anwaltes geführt, welcher Ersteren

sehr steif und förmlich, Letzteren dagegen mit achtungsvoller Freundlichkeit begrüßte. Mr. Bates hatte einen besonderen Grund zu dieser verschiedenartigen Begrüßung; er war bereits von Sir Richard beleidigt worden, dem er verweigert hatte, das Testament seines Vaters auszuliefern.

„Hier bringe ich Ihnen den Executor, Mr. Bates,“ sagte daher auch der Baronet in unfreundlichem Tone, „und ihm gegenüber werden Sie, denke ich, mittheilsamer sein, als Sie gegen mich gewesen sind.“

„Ich habe mich noch niemals einer Verletzung meiner Amtspflicht schuldig gemacht, Sir Richard,“ entgegnete ernst der Notar. „Ihr Vater — —“

„Ist todt, Sir, und wir wünschen sein Testament zu vernehmen,“ unterbrach ihn rücksichtslos der Baronet.

„Es steht jetzt zu Ihren Diensten, und wir können sogleich mit der Verlesung beginnen,“ erwiderte gemessen Mr. Bates, zugleich die Thür eines Nebenzimmers öffnend, die er jedoch, als er dies betreten, gleich wieder hinter sich schloß.

Nach wenigen Augenblicken kehrte er, das umfangreiche Dokument in der Hand, zu den beiden Männern zurück, forderte sie dann auf, mit ihm am Tische Platz zu nehmen, und sagte, das große Siegel mit feierlicher Umständlichkeit brechend:

„Mir wäre Miß Relydale's Anwesenheit gleichfalls erwünscht gewesen! Da aber Sir William's Anordnung gemäß mehrere Copien des Testaments vorhanden sind, werde ich ihr unverzüglich eine derselben nach Aver Court schicken. Nun habe ich Sie noch darauf aufmerksam zu machen, daß sehr viele Bestimmungen im eigentlichen Testamente durch das Codicill widerrufen sind.“

Nach dieser Einleitung, die von dem vorsichtigen Advokaten offenbar in guter Absicht gesprochen, folgte der letzte Wille des verstorbenen Baronet, und Sir Richard lehnte sich weit vor, um keines der Worte desselben zu verlieren. Im Verfolg derselben veränderte er mehr als einmal die Farbe, ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen, bezwang jedoch seine Heftigkeit so weit, daß er den Leser mit keiner Silbe unterbrach.

Es würde zu weit führen, diesen letzten Willen hier wörtlich zu wiederholen, genüge es, wenn wir die endgiltige Verfügung berichten, welche dahin lautete, daß sein ganzes baare Vermögen, außer einigen Legaten an Diener u. s. w., seine Enkelin, Eleanor Relydale, erhielt, daß er seinem Sohne an Geld nichts hinterließ, derselbe dagegen nach seinem Tode die reiche Bestzung übernehmen konnte, welche nach dessen Ableben ebenfalls auf Miß Relydale überging, da keine männliche Erben der Familie Relydale mehr vorhanden waren. Trotz seiner einfachen Lebensweise war Sir William als reicher Mann gestorben, und seine Enkelin, die zugleich ein bedeutendes mütterliches Vermögen besaß, konnte mit Recht die reiche Erbin von Aver Court genannt werden, deren Vermögen Archibald Hope bis zu ihrer Volljährigkeit zu verwalten hatte.

Als Mr. Bates seiner Pflicht genügt, faltete er schweigend das Dokument wieder zusammen, und trug es in das Nebenzimmer zurück, aus welchem er es geholt hatte. Seine beiden Zuhörer saßen ebenfalls schweigend da, Archibald Hope seine neuen Verpflichtungen überdenkend, der Baronet gänzlich verstümmt vor Wuth und Aufregung über das ihm kaum glaublich erscheinende Testament seines Vaters, auf das er nicht

im Entferntesten vorbereitet gewesen. — Endlich fand er Worte, heftige, gotteslästerliche Worte, die seinem Vater galten, der ihn enterbt, wodurch er gänzlich von der Güte seiner Tochter abhängig war, und dem Advokaten, der ihn wahrscheinlich dazu berebet. Er ging in seinem Wüthen so weit, daß er bei jedem neuen Fluch mit der geballten Faust auf den Tisch schlug, daß Federn und Papiere weit umher flogen und die Tinte in schwarzen Strömen dazwischenfloß.

Diesem Anfälle maßloser Wuth ward plötzlich ein unerwartetes Ziel gesetzt, denn noch war Mr. Bates nicht in sein Bureau zurückgekehrt, als Jemand heftig an die Thür desselben klopfte und gleich darauf auch Job Fritton mit auf-fallend verstärkter Miene eintrat.

„Gut, daß ich Sie hier noch finde, Sir Richard,“ rief er dem Baronet entgegen. „Sie läßt Ihnen sagen — —“

„Sie? wer?“ fragte dieser, dicht vor den alten Diener hintretend.

„Lady Relydale; sie läßt Ihnen sagen, sogleich nach Auer Court zu kommen. Miß Eleanor ist krank geworden — ohnmächtig — Niemand kann sie zur Besinnung zurückbringen, auch nicht einmal zwei Aerzte, die schon geholt sind!“

„Krank? Elley krank?“ rief in ganz verändertem Tone Sir Richard. „O! daran bin ich allein schuld! Meine unsinnigen Reden gestern Abend — — schnell, Job, wir müssen sogleich zurück!“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer des Anwaltes, in dem er eine so schreckliche Verwüstung angerichtet, ohne diesen weiter zu beachten und ohne auch sich seines Begleiters zu erinnern, der ihm jedoch, da er gleichfalls die Nachricht mit der größten Besorgniß vernommen, auf dem Fuße folgte.

„O, Mr. Hope! wahrlich, ich hatte Sie ganz vergessen,“ sagte Sir Richard, der bereits im Wagen saß und die Zügel in der Hand hielt. „Jetzt aber, Mann, sitzen Sie fest! Ich fahre wie noch nie in meinem Leben, denn meine arme Elley ist krank!“

Und die Peitsche über die beiden schönen Pferde schwingend, flogen diese zum Schrecken der Bewohner des Städtchens durch die holprigen Straßen desselben auf dem Wege nach Carrisford dahin, indeß Job ihnen langsam folgte.

Sir Richard's Aufregung und Wuth über das, wie er meinte, ungerechte Testament seines Vaters wich der Angst um sein einziges Kind, und nach längerem Schweigen, während welchem seine Züge jedoch einen immer besorgteren Ausdruck angenommen, sagte er zu seinem Gefährten:

„Daß auch Elley jetzt krank werden muß, wo einmal Alles gut zu werden scheint! — Aber ich hoffe, wir finden sie schon besser, Mr. Hope; wie war sie gestern auf der Reise?“

„Miß Relydale hat keinerlei Klagen geäußert, Sir Richard!“

„Sehen Sie, es wird also nur eine Ohnmacht sein, die schnell vorübergeht! — Wären Sie nur die Nacht unterwegs geblieben — den ganzen Tag auf der Eisenbahn, und so kurz nach dem Tode ihres Großvaters — —“

Und wieder seine ungetheilte Aufmerksamkeit den Pferden

zuwendend, suchte er so bald wie möglich Carrisford und Auer Court zu erreichen.

Endlich, denn auch Archibald Hope's Besorgniß, wenn er sie auch nicht aussprach, war mit jeder Sekunde gestiegen, waren sie angelangt, und fanden, nicht eben zu ihrer Beruhigung, zwei Wagen — die der Aerzte — vor dem Herrenhause halten.

Sir Richard war mit einem Sage zur Erde, ihm folgte ebenso schnell sein Begleiter, und Beide wurden von dem ihrer bereits harrenden Diener in das alterthümliche Wohnzimmer geführt.

Fünftes Kapitel.

In Gefahr.

Hier wartete ihrer ein trauriger Anblick. Auf einem Sopha in der Nähe des Kamins lag bleich und regungslos, gleich einer schönen Leiche, Eleanor Relydale, während ihr zur Seite ihre Stiefmutter kniete, jedem Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins ängstlich entgegen sehend.

Zwei Aerzte waren in dem Zimmer anwesend. Der eine saß schreibend am Tisch, während der andere den Puls der Kranken hielt und diesem seine ungetheilte Aufmerksamkeit widmete. Mrs. Edwards befand sich am Fußende des Ruhebettes, mit gleicher Sorge die Leidende betrachtend.

„Was bedeutet dies?“ rief Sir Richard, als er neben seiner Tochter stand, und fügte, ihre fast kalte Hand ergreifend, hinzu: „Elley! aber Mädchen, wache doch auf! Sprich mit mir, Kind! Elley, sage mir, was Dir ist!“

Er beugte sich bei diesen Worten zu ihr nieder, zog sich jedoch, sichtlich ergriffen, schnell zurück und, den Arzt, der neben seiner Tochter stand, bekümmert anblickend, sagte er:

„Machen Sie, daß sie die Augen aufschlägt, Doctor! Ich kann sie so nicht länger sehen. Was mag ihr nur zugestoßen sein?“

„Es ist eine Ueberreizung der Nerven, Miß Relydale hat sich über ihre Kräfte angestrengt.“

„Aber es ist keine Gefahr vorhanden — sie wird bald hergestellt sein?“

„Ihre Tochter bedarf der sorgsamsten Pflege, Sir Richard, denn diese tiefe Ohnmacht kann leicht der Anfang einer langwierigen Krankheit sein!“

„Unsinn, Doctor! so schwache Nerven hat meine Tochter, die, glauben Sie mir nur, schon viel erlebt hat, nicht!“ sagte fast verächtlich der Baronet und fügte, indem seine Hand schwer auf die Schulter seiner Gattin fiel, hinzu: „Sage mir, wie Alles zugegangen ist! Warst Du bei Elley, als sie ohnmächtig ward?“

„Wir saßen hier am Kamin und sprachen,“ entgegnete Lady Relydale, das Gesicht der Kranken zugewandt, „als sie plötzlich erblaßte und die Besinnung verlor.“

„Was in aller Welt hattet Ihr zu besprechen, daß sie darüber in Ohnmacht fallen konnte?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

Novelle von Carl Dastrow.

(Fortsetzung.)

„Ich meine nun,“ fuhr die junge Frau fort, „des Goldes wegen brauchst Du Dich den unerhörten Gefahren dieser Beschäftigung nicht auszusetzen. Wir haben weit mehr, als wir brauchen. Es ist also wohl nur der Trieb zu glänzen, der Dich von meiner Seite zieht. O Lorenz! wenn Du wüßtest, welch eine tödtliche Angst mich ergreift bei dem Gedanken an Deine nun bald bevorstehende Abreise. Gräßliche Träume quälen mich, entsetzliche Bilder foltern mein Hirn! Bleib die Menagerie auf, theurer Lorenz! Thue es mir zu Liebe!“

Der junge Mann schüttelte lächelnd den Kopf.

„Agnes, ich bitte Dich!“ rief er mit der Miene eines Mames, der über die thörichten Spielereien eines Kindes lächelt.

„Siehst Du wohl, daß Du Deine Menagerie und Deinen fogenannten Beruf mehr liebst als mich?“ tönte es klagend von ihren Lippen, „nun — wenn Du auch das Reisen mit Deinen Thieren nicht lassen kannst, aber die Bändigung der Löwen wirst Du doch mir zu Liebe aufgeben, nicht wahr, Lorenz?“

„Liebes Herz!“ erwiderte der Gatte ernst, „sollte es wahr sein, was ich mir nur schwer in letzter Zeit eingestehen wollte, nämlich, daß Deine Liebe zu mir eine egoistische ist?“

„Eine egoistische Liebe?“ fragte sie betroffen. „Kann die hingebende, aufopfernde Liebe einer Frau zu ihrem Gatten eine egoistische sein?“

„Ja!“ versetzte er ernst, „eine Frau, die den Mann seinem Ziele, seiner Bestimmung entzieht, lediglich, um ihn einige Stunden am Tage länger in ihrer Nähe zu haben, denkt nur an sich. Will man nun eine derartige Gefühlsumgebung wirklich Liebe nennen, dann darf man wenigstens mit der Bezeichnung „egoistisch“ nicht zurückhalten.“

Sie schwieg betroffen und senkte in tiefer Verlegenheit den Blick zu Boden. Es schien, als sei ein Blitzstrahl in ihre Seele gefallen.

„Wie ich Dir immer gesagt habe, Agni,“ fuhr er mit Hoheit fort, „mein fogenannter Beruf hat eine ernste Bedeutung. Ich zeige meinem Publikum, wie unendlich erhaben der menschliche Geist ist über der rohen, thierischen Kraft! Wie würdig der Mensch ist, der Herr der Schöpfung zu heißen, da es in seine Gewalt gegeben ist, den König der Thiere zu bestegen, der ihm an physischer Stärke zwanzigfach überlegen ist. Vor Allem aber will ich den Ruf des Thierbändigers, den man bisher mit Gauklern und Possenreißern in eine Kategorie stellte, wieder zu Ehren bringen. — Wenn Du mich wahrhaft liebst, so wirst Du mich in diesem Bestreben unterstützen, anstatt dasselbe zu tadeln.“

„Ich will es, Lorenz, verzeihe mir,“ bat sie sanft, indem sie ihm die Hand reichte. „Ich habe geirrt, doch läßt sich's begreifen. Eine Frau, die liebt, ist stets furchtsam und scheu und besorgt um ihr Theuerstes! Sollte ich nicht für Deinen Beruf zittern, der so schwer, so grausam ist?“

„Und so betrachte ich es,“ erwiderte er heiter, indem er ihre Hand an seine Lippen führte. „Laß uns einig sein im Streben zur Höhe!“

„Und nicht wahr, Du gewährst mir eine Bitte, theurer Lorenz?“

„Welche Du willst, mein Herz!“

„Nun wohl, so gestatte mir, Dich während der drei Monate, welche Du in Deutschland auf Reisen zubringen willst, begleiten zu dürfen.“

„Du bist ein Engel, Agni! ich wagte nicht, Dich darum zu bitten.“

„Ich kann die Mutter ablösen, Lorenz,“ fuhr sie in herzlichem Tone fort. „Du wirst Deine Freude daran haben, wie gut ich die Kasse verwalte.“

„Es ist mehr, als ich jemals zu hoffen gewagt,“ sagte Amaranti, dessen Auge in einem Glanze strahlte, wie Agnes es noch nie an ihm bemerkt. „Wirklich, Du wolltest das thun, Agni?“

„Ja, Lorenz,“ hauchte sie, „ich will Dir zeigen, daß ich in jeder Beziehung werth bin, Deine Frau zu heißen — eine deutsche Frau!“

Der Friede schien hergestellt, auf wie lange, wußten die Götter.

VI.

Zu den jungen vornehmen Sicilianern, welche als gern gesehene Gäste im Amaranti'schen Hause verkehrten, gehörte auch Silenne Piotto, der Sohn eines reichen Kaufmanns, welcher eines der umfangreichsten Specereigeschäfte des Landes leitete und Eigenthümer mehrerer Schiffe war. Silenne war der jüngste von drei Brüdern. Während die beiden älteren sich im Comptoir des Vaters zu tüchtigen Kaufleuten heranzubildeten, gab der jüngste Sohn des Hauses Piotto sich an der Universität den Studien der Medicin hin, ohne es jedoch zu einer tüchtigen ärztlichen Befähigung bringen zu können. Der junge Mann war in bei Weitem höheren Grade von den Vergnügungen und Zerstreuungen des flotten Studentenlebens, als von den Collegien eingenommen. Er besaß eine hinlängliche Portion Eitelkeit in Bezug auf seine äußeren Vorzüge, doch gar keinen Ehrgeiz im Punkte der Wissenschaften. Er war von schlankem, ebenmäßigem Wuchs, hatte einen für einen Italiener auffallend hellen Teint, dunkle, von langen Wimpern beschattete Augen und eine kühn gebogene, scharf hervortretende Nase. Alles dieses, sowie ein gewisser melancholischer Zug um den Mund machten ihn in Damenkreisen zu einer interessanten Erscheinung. Auch Lorenzo hatte ihn gern, da der junge Mediciner stets eine lebhaftere Vorliebe für die Bierfüßler der Wüste an den Tag legte und sich wohl auch durch seine geringen pathologischen Kenntnisse hin und wieder nützlich machte. Der Menageriebesitzer hatte ihn der jungen Gattin als einen Sicilianer vom reinsten Wasser

vorge stellt, ohne gleichwohl damit seinen Charakter bezeichnet zu haben. Vielleicht wußte er selbst nicht, welche schlimme Eigenschaften der Gast besaß, dem er so bereitwillig sein Haus geöffnet. Piotto war jähornig und rachsüchtig, wenn man ihn beleidigte, kühn und ausdauernd, wenn es galt, einen Angriff auf das Herz einer Frau zu unternehmen, beschränkt in seinen Ansichten von Welt und Leben, dabei Lüderlich und verschwundungsüchtig im hohen Grade.

Anfangs hatte er von Agnes nur wenig Notiz genommen, ohne gleichwohl in seinem Benehmen gegen sie die ihr als Frau gebührende Artigkeit außer Acht zu lassen. Sie hatte kaum darauf geachtet, und ebenso entging es ihr, daß Piotto nach wenigen Wochen anfang, sie zum Gegenstande seiner ernstesten Studien zu machen. Seine glühenden Augen folgten ihr, wenn sie schwebenden Schrittes an ihm vorüberging; sie versenkten sich oft mit unheimlichem Starren in die reinen Züge der jungen Frau. Wardte sie sich absichtslos oder im Gespräche mit einer Frage, einer Bemerkung an ihn, so antwortete er nicht sogleich, es schien, als müsse er jede Silbe sorgfältig erwägen, die von ihren Lippen tönte. Erhaschte er zufällig einen Moment des gegenseitigen Verkehrs der Beiden, so versank er in minutenlanges Sinnen und in seinem Antlitze zeigte sich alsdann ein so finsterner, heimtückischer Zug, daß Agnes, hätte sie es wahrgenommen, sich der unangenehmsten Regungen sicherlich nicht hätte erwehren können.

Er wußte alle dunklen Punkte seines Charakters jedoch unter einem geschmeidigen, dienstfertigen und gefälligen Wesen zu verbergen. Regelmäßig zwei Mal die Woche seinen Besuch machend, hatte er es allmählig dahin gebracht, von dem Hausherrn als zur Familie gehörig angesehen zu werden. Er hatte stets die neuesten Nachrichten im Punkte der politischen Weltlage inne, kannte alle urghlichen in der Stadt coursirenden Klatschereien, und da er lebhaft und witzig mit Vermeidung jeder Frivolität zu plaudern verstand, gelang es ihm endlich, auch von der Hausfrau mit einem freundlichen Lächeln willkommen geheißen zu werden. —

Es war einige Tage nach jener Unterredung, welche den Frieden in Amaranti's Häuslichkeit für immer hergestellt zu haben schien, als der Sicilianer seine gewohnte Visite machte. Er traf diesmal nur die Frau vom Hause anwesend, da Lorenzo auf kurze Zeit in den Löwenzwinger gegangen war.

Agnes empfing den Freund ihres Gatten mit jener zurückhaltenden Artigkeit, die es zweifelhaft für den Besucher läßt, ob er gern gesehen ist, oder ob man seinen Besuch nicht doch lieber zu einer gelegeneren Zeit wünscht.

„Wissen Sie es schon, verehrte Frau,“ hob er nach der ersten Begrüßung an, „daß wir Ende nächster Woche das Fest der heiligen Rosalie feiern?“

„Nein, Signor,“ gab Agnes unbefangen zurück. „Sie wissen, daß ich nur ein geringes Interesse an den hiesigen kirchlichen Festen nehme.“

„Was nicht recht von Ihnen ist, Signora,“ fuhr Piotto mit der Miene eines Protector's fort. „Man muß sich den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen man lebt, anpassen. Das Fest der heiligen Rosalie ist ein so wichtiges und bedeutungsvolles, daß Sie sich einer Betheiligung an demselben nicht werden entziehen können.“

„Nun wohl, so werde ich mich betheiligen,“ versetzte Agnes heiter.

„Sie werden mir die Bemerkung zu Gute halten,“ fuhr Piotto fort, „daß ich es von Amaranti unverzeihlich finde,

daß er Sie nicht auf die bevorstehende Feierlichkeit aufmerksam gemacht hat.“

Die junge Frau sah den Sprecher, der plötzlich so herb über den abwesenden Freund urtheilte, ernst an. Piotto hielt den Blick aus, ja erwiderte ihn durch einen noch ernsteren. Er mußte vollkommen überzeugt sein, daß er mit seiner Behauptung Recht habe.

„Er unterließ die Mittheilung wohl nur in dem Bewußtsein, daß er mir damit nichts Interessantes sage, Signor Piotto,“ erwiderte Agnes in gezwungenem Tone. „Zudem ist mein Gatte jetzt mehr als je in Anspruch genommen. Wir haben ein prächtiges Löwen-Exemplar aus Indien erhalten, einen jener herrlichen Löwen von Guzerate, die man India-bauch oder Kameeltiger nennt. Lorenzo ist damit beschäftigt, ihn für unseren Circus zu dressiren.“

„Ah, Sie haben einen Löwen erhalten?“ fuhr der Sicilianer mit einem diabolischen Lächeln auf, um gleich darauf in bedauerndem Tone hinzuzufügen: „Arme junge Frau, wie beklage ich Sie!“

„Was wollen Sie damit sagen, Signor Piotto?“ frug Agnes scharf, ohne jedoch ein leises Vibiren ihrer Stimme vollständig unterdrücken zu können.

„Ich muß meine Worte wiederholen, arme junge Frau!“ rief der Mediciner, welcher fest beschloß zu haben schien, direct auf sein Ziel loszugehen. „Sie wissen also wirklich nicht, daß der Kameeltiger das grausamste, blutdürstigste und heimtückischste Raubgeschöpf von der Welt ist?“

Sie verfärbte sich leicht. Es war, als huschte ein Schatten an ihrem Auge vorüber und hastig griff sie mit der Rechten nach der Lehne eines Stuhles. Mühsam bezwang sie sich, um mit einem Lächeln auf den Lippen erwidern zu können:

„O, Lorenzo weiß auch mit Kameeltigern umzugehen!“

„Mag sein, allein der Kameeltiger zeigt gerade in der Gefangenschaft seine schlimmsten Seiten, während er in der Freiheit weniger gefährlich ist und sogar den Menschen fürchten soll. Ihr Gatte ist —“

Er hielt wie stockend inne und seine stehenden Augen bohrten sich lauend in die Züge der in ängstlicher Spannung lauschenden jungen Frau, während das häßliche Lächeln noch schärfer um die schmalen Lippen zuckte.

„O,“ rief sie, leicht den Kopf schüttelnd, „Lorenzo wird das jedenfalls besser wissen, als ein Laie in solchen Dingen; aber bitte, Sie wollten etwas in Bezug auf meinen Gatten sagen?“

Ihre Stimme klang herausfordernd, fast drohend. Aus den Augen flammten zürnende Blicke zu dem Sprecher hinüber, während doch ihre feine Gestalt wie in scheuer Angst vor etwas Ungeahntem, Entsetzlichem erbebt.

„Ich wollte nur sagen, Lorenzo ist zu wenig vorsichtig, viel zu wenig auf die Ruhe und das Glück seiner lebenswürdigen Ehehälfte bedacht. Er, der im gewöhnlichen Leben eine so große Herrschaft über sich selbst behauptet, tritt dem ersten besten wilden Thiere gegenüber plötzlich so vollständig aus seinem Charakter heraus, daß seine Freunde mit Recht um ihn besorgt werden müssen. Es ist nicht zum Verwundern, seine großartigen Erfolge verleiten ihn zu immer größeren Wagnissen. Wie soll das einmal werden bei dem geringen Einfluß, den Sie auf Ihren Gatten ausüben? Der meine fällt noch weniger in's Gewicht!“

„Aber,“ wollte sie zitternd einwenden, „ich sollte doch meinen, Lorenzo sei bereits von Kindheit an mit all' den Thieren vertraut, die er der Welt zu zeigen für gut befindet. Und er wird doch jedenfalls wissen, wie weit er gehen kann!“

Sie ahnte nicht, daß sie bereits in den Händen des italienischen Mephisto war, der keine Minute säumte, die Saite, welche er mit so vielem Erfolg ange schlagen, vollständig ausklingen zu lassen.

„Wie schwer ist es, verehrte Frau, die Regungen eines Menschenherzen zu erforschen. Wir stehen da nur zu häufig vor ungelösten Räthseln. Aber ebenso hat auch das Thier eine Seele und diese Seele hat ihre Geheimnisse im Haß und in der Liebe, ihren Durst nach Freiheit und Glück. Alles dies ist um so gewaltiger, je riesiger die körperliche Hülle ist, welche diese Seele umschließt, und je glühender die Adern, in welchen das feurige Blut zum Herzen strömt. Vermessenheit ist's, wenn der schwache Mensch in die Geheimnisse einbringen will, wenn er gewissermaßen die feindlichen Principien der Natur herausfordert, um mit ihnen zu spielen!“

„Ich bitte!“ rief Agnes, die nur mit Mühe ihre Fassung behauptete und von Zeit zu Zeit heftig die Hand auf das hochklopfende Herz presste, „schmähen Sie das nicht, was mein theurer Gatte seinen Beruf, sein einziges Glück nennt.“

„Sein einziges Glück?“ fragte Piotto höhnisch, „hat er Ihnen das schon gesagt? Und wo bleibt das Glück, eine der reizendsten, liebenswürdigsten deutschen Frauen zu besitzen? O, lassen Sie mich davon schweigen! Ich kenne seine Theorien, denn ich war häufig genug in der Lage, sie ihm widerlegen zu müssen. Daß Sie sich zu denselben bekehren ließen, ist freilich traurig, doch nicht mehr zu ändern.“

Agnes vermochte den spitzfindigen Folgerungen des redewandten Italieners keinen ferneren Widerstand entgegenzusetzen.

„Sein Beruf,“ fuhr er unbarmherzig fort, „wäre es, an der Seite seiner Gattin, die ihm Heimath, Eltern und Vaterland geopfert, ein reines, ungestörtes Familienleben zu führen, und dadurch der Welt zu zeigen, daß er die schönen gottähnlichen Seiten der Menschennatur besser zu erfassen weiß, als die problematischen Eigenschaften der Thierwelt. Und wenn er nun durchaus seine Erziehungstalente geltend machen will, so ist er ja reich genug, um eine oder die andere Bildungsanstalt zu gründen oder armen studirenden Künstlern seine Protection zuzuwenden. Das würde sich in edler und nicht weniger reicher Weise rentiren, als diese Thierquälereien, und alsdann könnte er mit Recht sagen: ich habe einen großen, erhabenen Beruf!“

Die Worte des Italieners, der sich in eine Art künstliche Begeisterung hineingeschwaßt hatte, fielen wie Hammerschläge auf das Herz seiner Zuhörerin. Sie entsprachen so ganz dem Wesen der Frau, dem Grundzuge des deutschen Charakters, daß sie sich unwillkürlich fragte, warum ihr alles dies nicht schon früher eingefallen, warum diese Ideen erst aus dem Munde des fremden Mannes sich zu ihr stehlen mußten? Daneben aber regte sich die Liebe zu Demjenigen, dem sie für ewige Zeiten angehörte, mit aller Gewalt, und in dem klaren Gefühle, daß Niemand ein Recht habe, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen und über den Mann ihrer Wahl absprechend zu urtheilen, sagte sie kalt und vornehm:

„Der Beruf meines Mannes hat seine volle Berechtigung.

Er wirkt weniger, wie seine Talente, als wie sein Geist ihn treiben.“

„Oder wie sein Dämon?“ rief Piotto, an seiner Unterlippe nagend.

Agnes zuckte die Schultern und zwang sich zu einem Lächeln, während in ihrem Innern ein Meer von Schmerz und Groll stürmte.

Dem Versucher war jedoch nicht die leiseste Regung auf ihrem wachsblassen Antlitz entgangen. Er fuhr erbarmungslos fort:

„Gestatten Sie mir eine bescheidene Frage, verehrte Frau. Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, Signor Amaranti zu heirathen?“

Die junge Frau erhob sich, flammende Röthe im Angesicht:

„Mein Herz bewog mich dazu, Signor Piotto!“ rief sie schneidend, „denn ich liebte ihn. Was berechtigt Sie zu dieser Frage?“

„Das Interesse, welches ich an Ihnen nehme, Signora. Sie thun Unrecht, mir zu zürnen, denn ich meine es aufrichtig und gut mit Ihnen. Ich meine, die Entwicklung dieses unnatürlichen Verhältnisses kann nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Sie sind, wenn mich nicht Alles täuscht, das Opfer eines romantischen Zuges, den Ihre lebhafteste Phantasie heraufbeschwor. Wer weiß, welches Ideal Sie in meinem Freunde erblickt haben, das nun allmählig vor der rauhen Wirklichkeit erbleicht. Sie hätten strenger prüfen müssen.“

„Ich bitte, kein Wort weiter!“ rief Agnes mit Hoheit. „Wenn Sie meinen Gatten so genau kennen, wie Sie mir glauben machen wollen, so müssen Sie auch wissen, daß wir in glücklicher Ehe leben. Lorenzo liebt mich, ich ihn, das ist genug für mich. Was außerhalb dieser Sphäre liegt, wie mein Mann Ihnen, wie er der Welt oder seinen Thieren gegenüber steht, ist mir gleichgiltig!“

Es war ihr nicht gleichgiltig, das bewies der harte, schrille Klang ihrer letzten Worte, mit denen sie das finstere, unheimliche Gespenst, das sich ihrem ehelichen Glücke nahte, und dessen Nahen sie mit der Klarheit einer liebenden Seele ahnte, zu verschrecken strebte. Das mußte auch die Meinung des Italieners sein, als er sich mit einer ehrerbietigen Verneigung erhob und seinen Hut nehmend, sagte:

„Leben Sie wohl, geehrte Frau! — und zürnen Sie mir nicht, wenn ich, was ich für meine Pflicht hielt, Sie auf einige Punkte in Ihrem ehelichen Leben aufmerksam machte, die sich bei der geringsten Veranlassung zu schwarzen Wolken heranbilden können. Ebenjowenig dürften Sie sich durch das Interesse befremden lassen, von dem ich sagte, daß es mich bei meinem Benehmen leite; denn dieses Interesse theilt beinahe die ganze Stadt mit mir, und mit Recht.“

Er hatte bereits die Hand auf die Thürklinke gelegt und wollte mit einer letzten Verbeugung hinaus schreiten, als Agnes ihn mit den Worten zurückhielt:

„Was fabeln Sie da, mein Herr? Die ganze Stadt interessiert sich — für unsere Ehe?“

„Nun ja, man findet es doch seltsam, daß Amaranti, welcher in Palermo keine Frau finden konnte — böshafte Zungen sprechen von einigen Duzend Körben — so enormes Glück bei einer Ausländerin hatte. Es ist natürlich, hier kennt man die Verhältnisse. Man weiß, daß der Urgroßvater Lorenzo's von einem Elefantentrüffel erschlagen, der Großvater von einem Königstiger zerrissen worden ist. Amaranti-

ih's Vater starb in der Umarmung eines Bären, den zu besiegen er eine Wette eingegangen war. Seine Schwester, die kleine Clarissa, — aber bei unserer lieben Frau! Sie werden bleich, meine Geehrte! es ist himmelschreiendes Unrecht meinerseits, Sie in dieser Weise zu alteriren. Verzeihen Sie mir und glauben Sie, daß nur das allgemeine Interesse —"

„Nein, nein, vollenden Sie!“ unterbrach Agnes ihn heftig. „Es wird gut sein, wenn ich Alles erfahre, was zu ihm in irgend einer Beziehung steht. Nur so vermag ich ihn zu retten! Also was war mit Clarissa?“

Ein triumphirendes Lächeln flog über die Züge des Erzählers.

„Sie haben Recht, geehrte Frau,“ gab er in treuherzig klingendem Tone zur Antwort. „Es ist immer besser, wenn man hell und klar sieht, als daß man in Dunkelheit herum tappt. Die arme Clarissa also wurde von demselben düsteren Verhängniß ereilt, welches einmal wie eine drohende Gewitterwolke über der Familie Amaranti schwebt. Kein Wunder! Sie war eine echte Amaranti! tollkühn, verwegend und stark trotz der unendlichen Zartheit und Feinheit ihrer Gestalt.“

„Sie erkrankte am Nervenfieber und starb, nicht wahr, Signor Piotto?“

Er schüttelte den Kopf.

„Man sagt so,“ fuhr er in gedämpftem Tone fort, „allein es war nicht ganz so. Die schöne Clarissa war nicht zufrieden mit dem Ruhme, einen Löwen gebändigt zu haben. Sie wollte nach Art der Frauen ihre Herrschaft noch weiter ausdehnen und versuchte ihr Heil bei einem bengalischen Tiger. Nun besitzt aber bekanntlich ein Tieger durchaus nicht die Galanterie gegen das weibliche Geschlecht, wie man dies dem Löwen nachrühmt. Er ließ nicht lange mit sich spielen. Clarissa täuschte sich in der Tücke des Thieres und verlachte die Warnungen ihres Bruders, und eines Tages, als sie wohl mehr als je die nöthige Vorsicht außer Acht ließ, that das Raubthier einen Schlag nach ihrem Kopfe, in Folge dessen ihr junges Leben frühzeitig endete.“

Agnes hörte nichts weiter. Die maßlose Aufregung, die Angst, das unbestimmte Entsetzen, welches sie folterte, machte sie für alle ferneren Eindrücke unempfindlich. Dunkle, verworrene Schatten tanzten vor ihren Augen. Sie lehnte ohnmächtig in ihrem Sessel und als das Bewußtsein wiederkehrte, hatte Piotto das Zimmer verlassen.

Sie warf einen Blick auf die Pendule. Wohl über eine Stunde lang hatte sie in vollständiger Abwesenheit jedes Gedankens gelegen und auch jetzt erinnerte sie sich nur dunkel einzelner Momente der langen Erzählung des Freundes ihres Gatten.

„Des Freundes ihres Gatten!“ Sie hätte auflachen mögen in schneidendem Hohn bei diesem Gedanken. Wie hatte er geistlich Alles hervorgefucht und zusammengestellt, was das prächtige Gesamtbild seines Charakters in ihren Augen abschwächen, wenn nicht entstellen mußte. Lorenzo sollte nicht offen sein, er sollte Geheimnisse vor ihr haben, sie nicht so lieben, wie sie es nach all' den Opfern, die sie ihm gebracht, verdiente. Sie hätte den Bann, unter welchem ihre junge an Licht und Harmonie gewöhnte Seele sich träumte, mit einem wilden Aufschrei sprengen mögen.

Und doch wollte es ihr, je länger sie über das Gehörte

nachdachte, scheinen, als läge in Allem, was Piotto gesagt, eine überzeugende Wahrheit, als mangelte dem Gatten wirklich jene reine sittliche Größe der Seele, jene Erhabenheit des Charakters, um derenwillen sie ihn als Heiland ihres Lebens betrachtet hatte. Wie eine kleinliche Spielerei erschien ihr mit einem Male, was Lorenzo seine Idee, seine Bestimmung nannte. Sie bedachte nicht, daß diese Idee, durch die jahrelange felsenfeste Hingabe an sie, durch die unerschütterliche Glaubenskraft ihres Eigenthümers an das einfach Gute und Große, was sie bewirkte, bereits den Nimbus des Heiligen und Rührenden angenommen hatte, der immerhin eine gewisse Pietät beanspruchen durfte.

Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, sich über Alles, was ihr Herz bedrückte, mit dem Gatten offen auszusprechen und vielleicht wäre die Riesenschlast von ihr gewichen, hätte sie es gethan. Allein es war ihr, als flüstere eine innere Stimme ihr zu, daß dies vergeblich sei, daß Lorenzo ihre Besorgnisse mit seinem gewohnten kalten Lächeln zurückweisen, daß er nach wie vor seinen eigenen Weg gehen und wenig oder nichts auf die stumme Sprache ihres liebeglühenden Herzens geben würde.

„Denn er liebt mich ja nicht so, wie ich ihn liebe,“ flüsterte sie in tiefer Trauer vor sich hin. „Wie würde er im Gerینگsten auf mich hören oder auf meine Einwendungen achten?“

Ihre Liebe, die tief in ihrem innersten Herzen wurzelte, verminderte sich unter diesen Gedanken um kein Jota. Sie nahm im Gegentheil einen noch zärtlicheren Charakter, einen Anstrich von heißer Sorge an. Sie ließ sie im Augenblick das Rechte erfassen, was unter den obwaltenden Umständen das Beste schien.

Als Lorenzo erschien, empfing sie ihn mit der gewohnten Freundlichkeit. Ohne ihm von dem Besuche Piotto's zu sagen, lenkte sie das Gespräch auf allgemeine Themata's und sagte dann scheinbar unbefangen:

„Wie macht sich der Rameeltiger, lieber Lorenzo?“

Die Augen des jungen Mannes leuchteten freudig auf. Es war das erste Mal, daß die Gattin in derartiger Weise ein Interesse an seinen „Species“ nahm.

„Ich bin zufrieden, liebe Agni,“ versetzte er heiter. „Er läßt sich gut an. Es scheint, als kenne das Thier mich bereits an der Stimme. Ich denke, es wird sich etwas aus ihm machen lassen.“

„Hältst Du den Löwen für heimtückisch, blutdürstig oder grausam?“ fuhr sie in ihrem Examen fort.

„Nein, liebe Agni, der India ist einer der unschädlichsten seines Geschlechtes — aber wie kommst Du zu dieser seltsamen Frage?“

„Ich meinte nur so. In einem naturgeschichtlichen Werke las ich einst, der Rameeltiger sei in der Freiheit furchtsam und scheu, in der Gefangenschaft dagegen furchterlich.“

„Beruhige Dich, Agni, der Verfasser dieses Wertes hat sicherlich keinen gefangenen Löwen in seinem Zimmer gehabt, um das aus eigener Erfahrung schreiben zu können.“

(Fortsetzung folgt)

Plaudereien am Kamin.

Geäußerte Liebe.

Es war im Jahre 1825, als zu Rouen zwei junge Leute lebten, die mit einander aufgewachsen waren und bei denen, wie dies oft geschieht, mit den Jahren, wo das Herz erwacht, aus der Jugendfreundschaft die innigste Liebe geworden war. Zum Unglück des jungen Mannes war die Familie desselben nicht so reich, wie die der Geliebten, und alle Bitten und Vorstellungen scheiterten an der Halsstarrigkeit der geizigen Brauteltern.

Er... war damals einundzwanzig Jahre alt. Stark durch seine Liebe und den Treueschwüren der Geliebten fest vertrauend, beschloß er endlich, nach Amerika zu gehen und dort sein Glück zu versuchen.

Unter vielen Thränen und neuen Schwüren ewiger Treue von beiden Seiten riß der Geliebte sich los und schiffte sich nach der neuen Welt ein, voll der sanguinischen Hoffnungen, welche die Jugend von Amerika zu hegen pflegt. In der Trennungsstunde hatte sich das liebende Paar gegenseitig mit einem Ringe und einer Haarlocke beschenkt und dabei versprochen, daß dieselben am Hochzeitstage als Pfänder erprobter Treue ausgewechselt werden sollten.

Die Anstrengungen und Entbehrungen, denen sich der arme, äußerst sparsame Er... mit Freuden in der neuen Welt unterzog, um das Vermögen zu erwerben, ohne welches die Geliebte nicht die Seinige werden sollte, sind unbeschreiblich. Manches Hinderniß stellte sich ihm entgegen, aber die Liebe überwand alle Sorgen und Gefahren, und der frohe Muth verließ ihn nie.

So arbeitete er unverdroffen siebzehn Jahre lang. Sein Streben war endlich belohnt worden, er stand am Ziel seiner Wünsche: als ein reicher Mann bestieg er das Schiff, welches ihn wieder nach dem Vaterlande tragen sollte.

Freundliche Bilder von der Wonne des Wiedersehens kürzten ihm die Zeit der Ueberfahrt. Lagen auch Jahre harter Kämpfe zwischen jener Stunde, in welcher er von der Geliebten geschieden, und war der Jüngling auch zum reifen Manne geworden: — noch fühlte er mit Jugendkraft das Herz schlagen, noch hatte er nur einen Gedanken, eine heiße Sehnsucht nur bewegte seine Brust: bald der Geliebten die Arme entgegen breiten zu können.

Endlich lag des Vaterlandes Küste vor seinen Blicken; im Herzen jubelnd betrat er sie und eilte dem Orte zu, wo er sein Glück zu finden hoffte.

Der Aermste, er hatte vergebens gehofft! — Eide der Treue sind bald geschworen, aber wie wenige werden gehalten! — Arm an Gütern, aber voll Muth und Vertrauen war er vor siebzehn Jahren geschieden, — reich an Gut und Geld kehrte er jetzt heim, und doch stand er ärmer da als damals, denn sie, für die er gestrebt und sich bemüht, die Geliebte seines Herzens hatte seiner längst vergessen, sie war das Weib eines Andern, dem sie bald nach der Entfernung des Geliebten die Hand gereicht.

Der Schlag traf den Geäußerten zu hart, er vernichtete ihm den Lebensmuth, den er bei allen Widerwärtigkeiten, die er erfahren, bewahrt hatte. Nicht laut und ungestüm äußerte sich sein Schmerz — still und träumerisch ging er umher. Dabei verwirrte sich sein Verstand, der Drang, Andern sein Leiden mitzuthellen, ließ ihn bald Jeden, mit dem er in ein Gespräch kam, für einen vertrauten Freund halten, er flüsterete ihm heimlich seine Leidensgeschichte zu und bat ihn, sie ja nicht weiter zu erzählen.

Der Frau, die ihn so unglücklich gemacht, ging er ängstlich aus dem Wege; aber jede Nacht ging er vor ihrem Hause auf und ab, oder er sah an ihrer Thür in tiefem Nachdenken so daß er von der Patrouille mehrmals als Betrunkener oder Dieb festgenommen und auf die Wache gebracht wurde.

Von Tag zu Tag nahm sein Trübfinn zu; er zehrte ab und schlich,

einem Gespenst ähnlich, umher; sein Blick wurde immer finsterner, sein Mund immer wortfarger, und schon fürchtete man, seine Melancholie werde sich zu vollkommenem Wahnsinn steigern, als man eines Tages in seinem Zimmer einen schweren Fall hörte, der nichts Gutes verkündete.

Man eilte die Treppe hinauf und öffnete die Thür: der Unglückliche lag am Boden, das Blut drang ihm aus Nase und Mund. — In einem Wuthanfälle hatte er das Halstuch so fest zusammengezogen, daß er erwürgt niedergefüßt.

Als man dem Entseelten die Kleider öffnete, fand sich ein Ring und eine Haarlocke, die er in einem kleinen Beutel auf dem Herzen trug.

Reise-Abenteuer.

Ein Reisender wurde an einem Winterabende unweit der alten Abtei Tavistock von einem heftigen Schneegestöber überfallen; er erreichte jedoch glücklich ein einzeln stehendes Haus, und bat hier um ein Nachtquartier. In dem Hause fand er eine alte Frau und ihren Sohn, die ihn freundlich aufnahmen. Der Sohn trat ihm für die Nacht sein Bett ab; er wärmte sich am Feuer, aß und wurde dann in sein Schlafgemach geführt. In diesem befand sich eine alte Lade mit Schnitzwerk, die des Reisenden Aufmerksamkeit und Neugierde erregte. Er konnte sie nicht aus den Gedanken bringen und stand endlich auf, um nachzusehen, was sie enthalte. Entsetzt prallte er zurück, als er den Deckel aufhob, und in der Lade einen menschlichen Leichnam erblickte. — Natürlich war jetzt vom Schlaf keine Rede mehr, er glaubte sich in einer Mörderhöhle und verloren; entfliehen konnte er auch nicht, und so verbrachte er eine entsetzliche Nacht. Indessen verging dieselbe, ohne daß sich etwas Außergewöhnliches ereignete; mit dem Tageslichte kehrte auch der Muth des Reisenden zurück, er ging nach einigem Ueberlegen entschlossen in die Küche hinunter, wo die Wirthsleute ihn freundlich empfingen und ihm, so gut sie es bieten konnten, ein Frühstück bereiteten. Am Ende ermutigte er sich so weit, daß er in freundschaftlichem Tone nach der Lade und ihrem Inhalte fragte.

„Ach,“ antwortete der Sohn der alten Frau, — „es ist nichts; mein Vater liegt darin.“

„Euer Vater?“ rief der Reisende entsetzt, — „Euer eigener Vater?“

„Ja,“ versetzte der junge Mann, — „Sie sehen, daß der Schnee hoch liegt und die Wege sehr beschwerlich sind; deshalb konnten wir meinen Vater, der vor zwei Wochen starb, nicht nach Tavistock bringen. Da legte ihn die Mutter in die alte Lade in Salz, damit er sich halte.“

Der Herzog von Orleans, dessen gräuelvolle Regentschaft während der Minderjährigkeit Ludwig XV. den Grund zu der französischen Revolution legte, gab zuweilen gleichsam im Widerspruch mit sich selbst Proben eines unbestechlichen Rechtsgefühls. Ein Graf Horn, des Nordes an einem seiner Gläubiger überführt, sollte lebendig gerädert werden. Der Adel, entrüstet über ein solches Urtheil, bot Alles auf, den Herzog zur Begnadigung zu bewegen, da Horn mit den vornehmsten Familien, ja sogar mit dem Regenten selbst verwandt sei. „Meine Herren,“ erwiderte der Prinz, „die Schande liegt im Verbrechen, nicht in der Bestrafung, und was mich betrifft, so will ich die Schande mit Ihnen theilen.“

Vor Luther sollte einst ein Candidat der Theologie über das Evangelium vom guten Hirten predigen. Als derselbe gleich bei den Worten: „Ich bin ein guter Hirte“ stecken blieb, sagte Luther zu ihm: „Steigt nur von der Kanzel herab; ein gutes Schaf mögt Ihr sein, aber kein guter Hirte.“